

DER FELS

Prälat Domkapitular Dr. Bertram Meier:
„Am wichtigsten ist die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung“ (P. Alfred Delp SJ) 163

Jürgen Liminski:
Das Wunder von Rom 166

Dr. Alfred Schickel:
Konrad Kardinal von Preysing 173

Katholisches Wort in die Zeit

42. Jahr Juni 2011



INHALT

Prälat Domkapitular Dr. Bertram Meier: „Am wichtigsten ist die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung“ (P. Alfred Delp SJ)	163
Jürgen Liminski: Das Wunder von Rom.....	166
Raymund Fobes: Gewöhnliches außergewöhnlich gut tun.....	169
Prof. Dr. Hans Schieser: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Bischof Neumann von Philadelphia	172
Dr. Alfred Schickel: Konrad Kardinal von Preysing	173
Interview mit Pater Wilhelm, Gräfinthal Ausharren – von der Morgenröte bis in die Nacht	177
Interview mit Pfarrer Hendrick Jolie: Neue Wege in der Seelsorge.....	180
Dr. Alois Eppler: Der in den Himmel aufgefahren ist Rosenkranzbetrachtung.....	181
Dr. Andreas Püttmann und Martin Lasarte SDB: Wie präsentiert sich die Kirche – wie wird sie dargestellt.....	182
Franz Salzmacher: Theater und Wirklichkeit	186
Auf dem Prüfstand	189
Bücher	190
Veranstaltungen	191

Impressum „Der Fels“ Juni 2011 Seite 191
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Fronleichnam

Aussetzungsnische des Tabernakels in der Loretokapelle, Birkenstein, J. Hamm, Altartabernakel, Abb.4, S. 33

Fotos: 163, 174, 175 Archiv; 164 Tridentinisches Messbuch; 165 B. Meier; 166-168 Irene Rothweiler; 169 R. Fobes; 170, 172 Schaubert/Schindler: Bildlexikon der Heiligen, Pattloch-Verlag, S. 508 u. 729; 177-179 Gräfinthal; 181 A. Eppler; 182, 183 IfD Allensbach; 186-188 Liminski

Quelle S. 192: Quelle: Siegfried Staudinger: Geistliche Miniaturen, Journal-Verlag, 2004

Liebe Leser,

„Wir stehen in Afghanistan im Krieg“, sagte der ehemalige Verteidigungsminister zu Guttenberg. Er hatte Recht. Die Soldaten, die nach Afghanistan gehen, fahren nicht in ein Manöver. Die Särge gefallener Soldaten, die von dort zurückkommen, unterstreichen das.

Auch wir Christen stehen im Krieg, nicht mit Anhängern anderer Religionen oder mit denen, die keiner Konfession angehören, aber aufrichtig nach der Wahrheit streben, sondern mit denen, die Gott bekämpfen, die Kirche vernichten wollen oder sie für ihre Ziele missbrauchen. Auch das ist ein Kampf auf Leben und Tod. Denn es geht um das ewige Leben. Es ist eine Auseinandersetzung, die uns im Evangelium angekündigt ist. Im Katechismus der katholischen Kirche steht: „Die gesamte Geschichte der Menschen durchzieht ein hartes Ringen gegen die Mächte der Finsternis, ein Ringen, das schon am Anfang der Welt begann und nach dem Wort des Herrn bis zum letzten Tag andauern wird.“

Eine Form dieses Ringens besteht darin, den Menschen die Hoffnung auf das ewige Leben zu nehmen und sie mit einer trügerischen Erlösung zu täuschen. „Die wahre, die große und durch alle Brüche hindurch tragende Hoffnung des Menschen kann nur Gott sein – der Gott, der uns bis ans Ende, bis zur Vollendung geliebt hat und liebt“, so Papst Benedikt XVI. in seinem Schreiben „Über die christliche Hoffnung“ (Ziff. 27).

Die trügerische Hoffnung ist die Erlösung durch einen angeblich grenzenlosen wissenschaftlichen Fortschritt. Ein Beispiel: Die Präimplantationsdiagnostik

(PID) wird auf dem Weg zum programmierten, perfekten Menschen als ein solcher Fortschritt, als Befreiung von Krankheiten und menschlichen Defekten angegeben. Stets wird PID humanitär verbrämt als Hilfe ausgegeben. Auf der Strecke bleibt die Achtung vor dem entstandenen Leben.

Der Deutsche Bundestag wird wieder einmal darüber entscheiden, was auch demokratischen Mehrheiten nicht möglich ist, nämlich über das Lebensrecht von Menschen. Noch sind die Würfel nicht gefallen. Denn sehr viele Abgeordnete sind unentschieden. Sie werden in der Abstimmung den Ausschlag geben.

Wir müssen die Bereitschaft zur geistigen Auseinandersetzung zurückgewinnen. Der ehemalige Erzbischof Eder von Salzburg hat einmal angemerkt: „Beschämend für uns Christen ist, dass wir nicht mehr kämpfen, dass wir die Rechte Gottes nicht mehr verteidigen. Das wissen die Kämpfer auf der Gegenseite sehr gut. Die Kirche wehrt sich kaum noch.“ Dies ist ein Appell an uns. Noch haben wir eine Chance, die nicht ungenutzt verstreichen darf. Wir können uns an die Abgeordneten wenden, dem Lebensrecht den Vorrang vor Nützlichkeitsabwägungen zu geben. Wir können die Gebetskreise und die geistlichen Gemeinschaften bitten, den Himmel um Einsicht bei den Abgeordneten zu bestürmen. Wir können uns in die Auseinandersetzung in den Medien einmischen. Es geht darum, in einer konzertierten Aktion für das ungeschmälerete Recht auf Leben an einem Strang zu ziehen.

Alle sind aufgerufen, zu handeln!



Mit den besten Wünschen aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

„Am wichtigsten ist die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung“ (P. Alfred Delp SJ)

Predigt zum Abschluss des 40-stündigen Gebetes im Dom zu Augsburg

*Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
wenn dein starker Arm es will.*

*Brecht das Doppeljoch entzwei!
Brecht die Not der Sklaverei!
Brecht die Sklaverei der Not!
Brot ist Freiheit, Freiheit Brot!*

Kennt jemand den Dichter dieser Zeilen? Es handelt sich um das sog. Bundeslied für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein: ein Lied, das lange verboten war.¹ Der Dichter heißt Georg Herwegh (1817-1875). Zwar ist der deutsche Lyriker im Neuen Conrady verzeichnet, doch den meisten blieb er unbekannt; selbst Günter Jauch würde vergebens nach ihm fragen. Als 46-jähriger schrieb Herwegh das Gedicht im April 1863 im Schweizer Exil, fast auf den Tag genau 15 Jahre nach seiner Beteiligung an der Osterrevolution im deutschen Südwesten.

*Brecht das Doppeljoch entzwei!
Brecht die Not der Sklaverei!
Brecht die Sklaverei der Not!
Brot ist Freiheit, Freiheit Brot!*

Welches Kontrastprogramm legt Pater Alfred Delp auf, wenn er das Motiv von Brot und Freiheit aufgreift² und im Gefängnis mit gefesselten Händen schreibt:

*Brot ist wichtig. Die Freiheit ist wichtiger.
Am wichtigsten aber ist die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung.*

Georg Herwegh hat behauptet:

*Bet' und arbeit'! ruft die Welt,
bete kurz! Denn Zeit ist Geld.
An die Türe pocht die Not.
Bete kurz! Denn Zeit ist Brot.*

Alfred Delp hält dagegen:

*Brot ist wichtig.
Die Freiheit ist wichtiger.
Am wichtigsten aber ist die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung.*

Georg Herwegh – Alfred Delp: der revolutionäre Dichter und der mutige Jesuit, das Bundeslied der Arbeiterbewegung und das Lebensmotto eines bekennenden Christen. Wie passt dieses ungleiche Paar zusammen? Gerade der Gegensatz zeigt, worum es uns Christen geht, was unser Anspruch ist: Katholiken sind weder Macher noch Weltverbesserer aus eigener Kraft. Was sie anbieten, ist nicht selbstgemacht, sondern Gottes Gabe: Geschenk des Himmels. Was bieten wir den Menschen an?

Brot ist wichtig. Das ist klar. Wir leben vom Brot. „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Doch leben wir nur vom Brot? Vierzig Tage und vierzig Nächte hat Jesus gefastet. Er hat nicht nur zum Schein gehungert. In der Wüste hat Jesus am eigenen Leib Hunger gelitten. Ohne Brot in der Wüste kommt er in Versuchung, das Stillen des leiblichen Hungers zum alles beherrschenden Ziel des Lebens zu erklären, nicht nur zu denken: *Wenn der Mensch leben will, muss er essen, sondern: Wenn der Mensch glücklich sein will, muss er möglichst viel in sich hineinstopfen, ein breites Angebot konsumieren, sich zu Tode amüsieren.* Mit „Brot und Spielen“ wollten schon die Herrscher der Antike dem Volk das Maul stopfen. Bis heute liegt die Versuchung darin, die Menschen still zu halten mit oberflächlicher Befriedigung. Doch die Sehnsucht nach innerer Erfüllung lässt sich nicht übertünchen mit vielerlei Formen des Materialismus. Gerade bei jungen Leuten meine ich



*P. Alfred Delp S.J., * 15.9.1907 in Mannheim, + 2.2.1945 in Berlin-Plötzensee, vor dem NS-Volksgerichtshof, der ihn wegen Hoch- und Landesverrat zum Tode verurteilte. Pater Delp hatte mit dem „Kreisauer Kreis“ über die Gestaltung Deutschlands nach der Zeit der NS-Herrschaft beraten.*



Georg Herwegh, (1817-1875), sozialistisch-revolutionärer Journalist und Dichter. Sein „Bundeslied“ für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein von 1863 war als „Arbeiterkampflied“ weit verbreitet, seine Verse „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will“ sind ein geflügeltes Wort bis heute.

festzustellen, dass nicht wenige enttäuscht sind von unserer konsumorientierten und permissiven Gesellschaft. Schuften und schaffen, damit mein Konto immer dicker wird, das allein kann es nicht sein. Von einem Kick, von einer Fete, von einem Event zum anderen taumeln, das bringt keine Erfüllung. In allem ist etwas zu wenig. Gemessen an der tiefsten Sehnsucht des Herzens gleicht das Angebot der Erde den Steinen in der Wüste. Die machen uns letztlich nicht satt. Es ist teuflisch, die Steine als Brot auszugeben, das Vorläufige zum Endgültigen zu erklären. Wenn wir dieser Versuchung verfallen, dann liegt es uns wie ein Stein im Magen, gerade dann, wenn wir zu viel in uns hineingestopft haben. „Befehl, dass aus diesen Steinen Brot wird!“ Nein, sagt Jesus: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt.“ Wir werden nicht ärmer, sondern reicher, nicht hungriger, sondern erfüllter, wenn wir uns von Gott ernähren lassen. Deshalb gibt es kein besseres Angebot, das wir Christen den hungrigen Menschen heute machen können, als ihren Hunger zu stillen in Gott. Jesus selbst hat vorgemacht,

wie es geht. Er gibt nicht etwas, er schenkt sich selbst. Er wird zum Brot, von dem wir zehren: „Das Brot, das ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt“ (Joh 6,51). Geteiltes Brot, Brot der Liebe, Gottes Brot! Davon lebt der Mensch.

Brot ist wichtig. Die Freiheit ist wichtiger. Keine Frage: Freiheit ist ein Grundwort unserer Zeit. Freiheit klingt gut: ein großes Wort, ein zerbrechliches Gut. Doch geht es uns vielleicht manchmal zu schnell über die Lippen? Freiheit darf nicht zum Spielball werden. Wir dürfen die Freiheit nicht vor den eigenen Karren spannen. Wie viel ist schon im Namen der Freiheit gefordert worden – auch in der Kirche? Einst überspannten Reformatoren den Bogen im Namen der „Freiheit eines Christenmenschen“; Theologen meinen heute, sie müssten im *Memorandum Kirche 2011* „die Freiheitsbotschaft des Evangeliums als Maßstab für eine glaubwürdige Kirche“ nehmen. Umso wichtiger ist es, dass wir Christen wissen, was wir mit „Freiheit“ meinen. Die Bibel kennt keine Allweltsfreiheit. Es geht um die herrliche Freiheit der Söhne und Töchter

Gottes. Wir Christen sind zur Freiheit berufen, nicht trotz des Glaubens, sondern aufgrund unseres Glaubens. Die Geschichte der wahren Freiheit beginnt in Gott. Gott bürgt für Freiheit. Viele Menschen sehen das heute anders. Mehr noch: Sie wollen frei sein von Gott, sich von ihm emanzipieren, zu deutsch: sich seiner Hand entziehen. „Autonome Moral“ heißt diese Freiheit, die den Halt in Gott nicht braucht. Das hat Folgen. Im Lied der Arbeiterbewegung werden Brot und Freiheit gleichgesetzt. In diesem Sinn hat Karl Marx geäußert, der Mensch sei frei, wenn er die Möglichkeit habe, „morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, nach dem Essen zu kritisieren, wie er gerade Lust hat ...“ Wenn das der Inbegriff von Freiheit ist, dann erscheint jede Bindung als Fessel der Freiheit. Doch Freiheit ist weder Beliebigkeit noch totale Unabhängigkeit. Freiheit braucht Bindung. Wahre Freiheit weiß sich gebunden in Gott. Weil Gott uns Menschen an der langen Leine lässt, sind wir frei. Das ist das Risiko, das Gott eingeht, indem er uns frei lässt. Um dieses Risiko der Freiheit weiß auch Paulus: „Ihr seid zur Freiheit berufen. Nur nehmt die

Die Fronleichnamsprozession. Illustration zum Missale Romanum, Trid.



Freiheit nicht zum Vorwand für das Fleisch, sondern dient einander in Liebe. (...) Die Werke des Fleisches sind deutlich erkennbar: Unzucht, Unsittlichkeit, ausschweifendes Leben, Götzendienst, Zauberei, Feindschaften, Streit, Eifersucht, Jähzorn, Eigennutz, Spaltungen, Parteilungen, Neid und Missgunst, Trink- und Essgelage und ähnliches mehr“ (*Gal 5, 13. 19-21*). Kommt uns das vielleicht bekannt vor? Freiheit der Kinder Gottes heißt nicht Selbstverwirklichung auf Kosten anderer, sondern Selbstbeschränkung. Der Mensch darf nicht alles, was er kann. Christliche Freiheit zielt nicht darauf ab, sich nach Lust und Laune die schönen Seiten des Lebens selbst zu nehmen, sondern das Leben für andere zu geben.

Diese Überzeugung ist in Pater Alfred Delp immer mehr gewachsen, je fester seine Hände von den Schergen der Nationalsozialisten gebunden wurden. *Brot ist wichtig. Die Freiheit ist wichtiger. Am wichtigsten aber ist die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung.* An Epiphanie 1945, vier Wochen vor seiner Hinrichtung, hat Pater Delp eindrucksvoll entfaltet, wie er ungebrochene Treue und unverratene Anbetung versteht: „Wer nicht in einer Atmosphäre der Freiheit zuhause ist, die unantastbar und unberührbar bleibt, allen äußeren Mächten und Zuständen zum Trotz, der ist verloren. Der ist aber auch kein wirklicher Mensch, sondern Objekt, Nummer, Statist, Karteikarte. (...) Die Geburtsstunde der menschlichen Freiheit ist die Stunde der Begegnung mit Gott. (...) Wenn der Mensch nur gerufen wird und wenn er sich nur rufen lässt! (...) Die freie und vorbehaltlose Begegnung mit dem Herrgott erst gibt dem Menschen seinen eigenen Raum. (...) Adoro und Suscipe sind die beiden Urworte der menschlichen Freiheit. Das gebeugte Knie und die hingehaltenen leeren Hände sind die beiden Urgebärden des freien Menschen. (...) Adoro und Suscipe: ihr Urworte des Lebens, ihr geraden und steilen Wege zu Gott, ihr Tore in die Fülle, ihr Wege des Menschen zu sich“.³ Adoro und Suscipe: Anbetung und Hingabe. Darin liegt auch der Gipfel unserer heutigen Feier. Sogar ein Mensch, der sich areligiös nennt, betet etwas an. Er geht nicht vor Gott in

die Knie, dafür vor Scheinwerten und Ersatzgütern. Die Anbetung ist nicht aufgehoben, sie hat sich nur verschoben. Müsste uns die Geschichte nicht die Lektion erteilen, dass Gutes nicht mit geballten Fäusten kommt, sondern von gefalteten Händen?

Um dies zu zeigen, habe ich ein Bild austeilen lassen. Es zeigt eine Custodia, eine kleine Monstranz, die im Mutterhaus der Schwestern vom armen Kinde Jesu in Aachen steht. Eginio Weinert hat sie gefertigt aus



zweihundert Professringen verstorbenen Schwestern. Die Ringe sind weit und eng, sie stehen für die Berufung einer jeden Schwester. Sie künden von den Jahren und Jahrzehnten, in denen die Schwestern ungebrochene Treue und unverratene Anbetung lebten. Sie taten es ganz persönlich, aber nie allein. Deshalb sind die Ringe miteinander verbunden. Gemeinsam erfüllen sie die Aufgabe, Monstranz zu sein, hinzuweisen auf den, ohne den sie ein totes Gefäß wären. Erst von der Mitte her, von der Hostie, die sie sichtbar machen, gewinnt das Ineinander der Ringe Sinn und Kraft.

Die Gegenwart des Herrn in der Eucharistie ist ein Prüfstein unseres Glaubens. Jesus Christus in der Hostie schweigt, während das Leben – auch das kirchliche – so fordernd ist und laut, so voller Aktivität und Leistungsdruck. Aber die Kirche ist kein Hamsterrad, sondern eher eine Art Ruhebank: „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ru-

he verschaffen.“ Bei der Anbetung brauchen wir nichts tun, wir dürfen ausruhen beim Herrn. So stellt uns die Custodia Fragen, die ich Ihnen mitgeben möchte:

Brauchen wir nicht gerade heute die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung in einer Zeit, in der die Treue oft gebrochen und die Anbetung nicht ausgehalten wird? In den Bannkreis der Hostie darf ich mein ganzes Leben stellen: die Anliegen der Kirche, die Nöte der Welt, meine persönlichen Bitten, die ungelösten Fragen und die noch nicht verwirklichten Pläne.

Könnten wir den Gedanken der Monstranz nicht noch weiter spannen? Wie wäre es, wenn wir nicht nur Professringe einbrächten, sondern auch Eheringe? Nicht zu vergessen die Ringe unserer Bischöfe? Gerade sie stehen ja unter dem Anspruch, Zeichen zu sein für die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung.

Zum Abschluss des 40-stündigen Gebetes sind sicher auch viele gekommen als Feinschmecker der Musik. Mein Wunsch ist, dass sie heute mehr mitnehmen als nur einen musikalischen Leckerbissen: den Blick auf das Grundnahrungsmittel der Katholiken – Jesus Christus im heiligen Brot.

*Bet' und arbeit'! ruft die Welt,
bete kurz! Denn Zeit ist Geld.
An die Türe pocht die Not.
Bete kurz! Denn Zeit ist Brot.*

Die Osterrevolution, die den Dichter einst zu diesem „Bundeslied“ inspiriert hat, ist gescheitert. Sie war selbstgemacht. Die göttliche Revolution an Ostern, von der Papst Benedikt XVI. gern spricht, ist im Rollen, solange Menschen wie Alfred Delp bezeugen: *Brot ist wichtig. Die Freiheit ist wichtiger. Am wichtigsten aber ist die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung.* □

¹ Der gesamte Text ist abgedruckt in: Vorwärts, hrsg. von Rudolf Lavant, Zurich 1886 (Quelle: Scans auf Commons, S. 472-473).

² In: Gesammelte Schriften IV (Aus dem Gefängnis), hrsg. von Roman Bleistein, Frankfurt am Main 1984, S. 236 (Meditation zum Vaterunser).

³ Gesammelte Schriften IV (Aus dem Gefängnis), hrsg. v. Roman Bleistein, Frankfurt a. Main 1984, S. 217-219.

Das Wunder von Rom

Beobachtungen und Eindrücke am Rande der Seligsprechung von Papst Johannes Paul II.

Die Ampel sprang auf rot, dann gelb, schließlich grün. Dann wieder rot, gelb, grün. Minuten später wieder rot-gelb-grün. Unentwegt funktionierte die Ampel. Es war ein surreales Springen. Denn unter ihr fahren keine Autos die breite Via della Conciliazione zum Petersdom hinauf, sondern unter, hinter und vor ihr standen dicht gedrängt tausende und abertausende Gläubige,

eine Menschenmasse, wie sie Rom zur einer heiligen Messe noch nicht gesehen hatte. Die italienische Polizei, die die Massen auf dem breiten Boulevard, auf dem Petersplatz selbst und in den Seitenstraßen von der Luft aus aufnahm und methodisch abschätzen konnte, sprach später von mehr als einer Million Menschen, zusammen mit den Massen im Circus Maximus und an anderen Stellen

der Stadt waren es mehr als anderthalb Millionen. Und an den Fernsehschirmen in aller Welt verfolgten zudem eine Milliarde Menschen die Seligsprechung eines Giganten der Geschichte und der Kirchengeschichte. Das Leben mag äußerlich automatisch perfekt weitergehen wie der von einer Ampelanlage gelenkte Straßenverkehr. Die Straße, auf die es ankommt, die zum Himmel führt, sie hat eine Ampel besonderer Art. Es ist die Beichte, es sind die Sakramente und die stehen für jedermann immer auf grün. Der neue Selige, Johannes Paul II., hat diese „Grünanlage“ belebt, er hat für Millionen die Straße der ewigen Glückseligkeit geöffnet.

Für viele war diese Sehnsucht der wirkliche Motor. Sie waren dafür zum Teil Tausende von Kilometern gefahren. Durch die Nacht, um am Vorabend des ersten Mai, des Barmherzigkeitssonntags, präsent zu sein in Rom, der ewigen Stadt. Dort sah man sie, der Priester an einer Mauer sitzend, der Beichtende vor ihm knieend. Oder ganze Familien, die sich auf die Nacht vor der Messe vorbereiteten, mit dünnen Matten und silbernen Iso-Decken, die Fahne der (meist polnischen) Stadt an die Mauer gelehnt. Wieder andere sangen, eine Gruppe Jugendlicher tanzte, eine ältere Dame schob eine Kiste vor sich her, vermutlich ein Bett. Sie alle wollten nah sein dem Ereignis, den seligmachenden Worten des Papstes, dem kanonischen Akt der Seligsprechung. Aus aller Welt waren sie gekommen, man sah es schon an den Hautfarben der Gesichter. Als die Dunkelheit hereinbrach, legten sich viele einfach hin, auf ein Stück Parkboden vor der Engelsburg, auf die Pflaster der Straße, auf die Steine der Trottoirs – es sah aus wie ein Heerlager, das die Via della Conciliazione und den Petersplatz belagerte.



Sie schliefen nicht lang. In der Nacht erklang der Ruf: „Auf, sie öffnen“. Der Druck der Masse war zu groß, man öffnete Via und Platz. Und als die Sonne aufging, war alles besetzt, nur am Ende der Via gab es noch Lücken. Übernächtigt die Gesichter, aber glücklich. Erschöpft die Mienen, aber strahlend von innen. Wo die Nerven angespannt in Wortgefechten sich zu entladen drohten, stimmte einer ein Lied oder den Rosenkranz an, und der Frieden bemächtigte sich der Menge.

Ab acht Uhr morgens, zwei Stunden vor Beginn der Messe, fingen die Lautsprecher an sich bemerkbar zu machen. Geistliche Musik schallte über Platz und Straße. Die riesigen Bildschirme zeigten Szenen aus dem Leben des Seligen oder die Bewegung in den ersten Blöcken und Reihen auf der Altarhöhe. Es war frisch,

fast kühl. Wolken verdeckten den Himmel. Über dem Dom öffnete sich eine kleine Lücke, durch die die Sonne stieß und das Blau des Himmels sichtbar machte. Ab Neun breitete sich die Lücke aus, und als feierlich der Papst einzog, war alles in Licht getaucht, der Himmel offen. Zu ihm stieg der Jubel empor, als Papst Benedikt XVI. für Rom und den Erdkreis die schlichte Formel verkündete: „Johannes Paul II. ist selig“. Minutenlang Applaus, ein Fahnenmeer, meist in rotweiß, den polnischen Nationalfarben, einige wenige aus Bayern, dem Libanon, Brasilien, Spanien und anderen Ländern und Regionen; hoch reckten sich die Fahnen, hoch die Hände mit Fotoapparaten, mit Transparenten, am höchsten stand das Kreuz des Petersdoms vor dem blauen Himmel. Ein Transparent verkündete: Non abbiamo paura – wir haben keine Angst. Es war die Ant-

wort auf die erste Botschaft des gerade gewählten Papstes Johannes Paul II.: Habt keine Angst, öffnet die Tore weit für Christus. Vom Petersplatz stieg ein riesiges Transparent, von 16 Luftballons gehalten und gezogen, auf in die Höhe wie eine Antwort der Million. Auf ihm standen zwei Worte: Deo gratias. Die leichte Brise wehte es langsam, geradezu huldvoll über den Vatikan hinweg. Und unten jubelte das Volk.

Eine freundlich-feste Frauenstimme mahnte zu Ruhe und Andacht. Und die Million schieg. Ganz plötzlich. Die Dichte des Gebets und der Andacht waren spürbar, sozusagen mit gefalteten Händen greifbar. Leise plätscherten die beiden Brunnen neben dem Obelisken auf der Mitte des Petersplatzes. Dann sang ein Tenor. Und selten, vielleicht nie, hatte ein Tenor solch ein Publikum. So



Szenen einer Seligsprechung: Ampeln, Menschenmassen, Aufräumarbeiten und Bilder aus dem Leben des Seligen. Es waren selbst für Rom Tage der Superlative, eine Demonstration des Glaubens.



aufmerksam, so gesammelt, so verinnerlicht. Dem kommt keine Oper, kein Theater, kein Fernsehen gleich. Eine himmlische Bühne. Der einzige Nachteil: Die Wahrscheinlichkeit, dass plötzlich eine Sirene aufheult, ist hoch in Rom. An diesem Barmherzigkeitssonntag aber ertönte keine Sirene. Die erste Hilfe war vor Ort. Ein fünf, sechs Meter breiter Gang längs der Via war freigehalten worden, und über ihn erreichten die Helfer schnell diejenigen, die die nächtelangen Strapazen und die sengende Sonne nicht mehr verkrafteten. Für sie, etwa an die hundert an diesem Sonntagmorgen, war es zuviel. Sie wurden an Ort und Stelle behandelt oder auf einer Bahre abtransportiert in eines der Lazarett-Zelte, die in den Seitengassen aufgebaut worden waren.

Rom hat Erfahrung mit großen Veranstaltungen. Wer irgendwie organisiert war, war dabei und half mit. Immer wieder verteilten Freiwillige Wasser in kleinen Flaschen. Auch die Zahl der Uniformen war beruhigend. Und auch, wenn sich nicht jede Funktion gleich auf den ersten Blick erschloss, beim zweiten wurde die Arbeitsteilung oder zumindest die Absicht schon ersichtlich: Die Staatliche Forstverwaltung, die Stadtpolizei, die Stadtverwaltung, die Armee in verschiedenen Waffengattungen – die Uniformen ließen schon etwas vom Stolz der Italiener auf ihr Land und diese Stadt durchscheinen. Dann die Malteser,

das Rote Kreuz, der Zivilschutz, die Feuerwehr, der Freiwilligendienst JP II, etc. etc. Ihnen allen und wohl auch dem Seligen selbst ist es zu verdanken, dass diese riesige Menschenmenge sich so diszipliniert und trotz der bedrückenden Enge relativ rücksichtsvoll verhielt. Geglaut hätte es niemand, der kurz nach dem Ereignis den Ort sah: Petersplatz und vor allem die Via della Conciliazione sahen aus wie ein Schlachtfeld. Zeitungen, leere Wasserflaschen und viel Müll bedeckten die Sanpietrini, jene kleinen, römischen Pflastersteine auf dem Platz und der Via. Und keiner, der dies sah, hätte geglaubt, dass schon sechs, sieben Stunden später kaum etwas und am Abend nichts mehr davon zu sehen war. Die Straße zum Petersdom war wieder sauber, ebenso der Platz.

Aber die Menschen waren noch da. Zwar waren viele nach der Heiligen Messe in die Busse vor der Stadt zurückgeströmt und wieder nach Hause gepilgert. Aber in den Straßen um den Petersplatz standen sie und versuchten das Ereignis zu begreifen und einander zu erzählen, wo und wie sie es verfolgt hatten. Hunderttausende versuchten, in den Dom zu gelangen, um am Sarg des Seligen kurz zu beten. Vier, fünf, sechs Stunden standen sie in der Schlange. Die Menge wurde nicht kleiner, bis um drei Uhr nachts hielt der Andrang an. Dann wurde der Dom geschlossen aber wegen des Andrangs am nächsten Tag nach der Dankmesse entgegen

der ursprünglichen Planung wieder geöffnet. Rom wollte den Dank nicht abrechnen. Die Pilger wollten ihren Dank an den Seligen nicht versäumen. Und irgendwo oben im Himmel über Rom war unsichtbar das riesige Transparent mit den Worten Deo gratias. Im Ozonloch verschwunden wie einige sagten, aufgenommen meinten andere.

Niemand zweifelt daran, dass die Heiligsprechung innerhalb der nächsten drei, vier Jahre folgen wird. Es fehle nur das Wunder, medizinisch und naturwissenschaftlich unerklärlich, theologisch klar. Für viele war schon die Seligsprechung ein Wunder für sich. Aber das lässt sich zwar aufgrund des üblichen menschlichen Verhaltens kaum erklären, aber Menschen können sich ändern – auch ohne Wunder, nur durch die Kraft des Gebetes und der Hinwendung zu Gott. Diesen Weg hat der selige Johannes Paul II. vielen Millionen Menschen in aller Welt gezeigt. Es ist der Same der Liebe und der Barmherzigkeit. Dass diese Saat heute in den Herzen der Menschen noch aufgehen kann, dass die Liebe doch stärker ist als Leid und Hass und Angst – das war das Wunder von Rom. Non abbiamo paura – wir haben keine Angst. Der Geist weht in den Herzen, er wird, um mit dem Seligen zu sprechen, „das Angesicht der Erde erneuern – dieser Erde“. Das ist das Wunder, das die Millionen bewegt und belebt. Das andere Wunder für die Welt wird noch folgen. □

Vor dem Grab des ersten Papstes in Sankt Peter: Der Sarg des Nachfolgers. Auf dem schlichten Holz das Wort der Frohen Botschaft von Erlösung und Auferstehung.



Gewöhnliches außergewöhnlich gut tun

Zum Dienst der Kirche am Menschen

Schwester Anneliese Mader ist eine faszinierende Frau. Sie ist 1959 in den Orden der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul eingetreten und machte nach dem Noviziat eine Ausbildung zur Krankenschwester. Nachdem sie rund zehn Jahre in der Augsburger Kinderklinik tätig war, wechselte sie in die ambulante Krankenpflege. „Zu dieser Zeit gab es nur noch wenige Schwestern, die in die Familien gingen zu den Kranken und Sterbenden“, erinnert sie sich an die-

ster Anneliese dazu brachte, sich mit dem Thema Hospiz zu beschäftigen. Sie suchte und fand Mitarbeiter, die gemeinsam mit ihr Sterbende daheim auf ihrem Weg begleiteten. Anfang der 1990er Jahre baute sie das St.-Vinzenz-Hospiz auf. Zum Hausbetreuungsdienst kam dann noch das stationäre Hospiz im Augsburger Stadtteil Hochzoll.

Bis zum Jahr 2005 leitete Schwester Anneliese den ambulanten Dienst, dann gab sie die Leitung ab – was aber nicht bedeutete, dass sie sich zur Ruhe setzte. Vielmehr baute sie nun verstärkt in Seniorenheimen ei-

dazu gehört eine gehörige Sensibilität, ein wirkliches Hineinfühlen in die Person des Patienten. Für die Ordensfrau ist ganz klar: Es soll nichts über dem Kopf des Kranken entschieden werden. Zum Beispiel, wenn er keinen Hunger mehr hat. Schwester Anneliese warnte davor, Kranke bis zum Äußersten und vor allem gegen ihren Willen zum Essen von Aufbauernahrung zu drängen. Die Ordensfrau weiß: Gerade der sterbende Mensch hat ein anderes Hungergefühl als der Gesunde, und Essen und Trinken ist für ihn oft genug eine Qual. Auf der anderen Seite trägt Schwester Anneliese auch Sorge für eine bestmögliche Schmerztherapie, wenn Kranke unter großen Schmerzen leiden und um schmerzlindernde Mittel bitten. Schwester Anneliese weiß, dass eine optimale Schmerztherapie nicht immer garantiert werden kann, aber sie setzt sich mit allen Kräften für eine bestmögliche ein.

Ganz wichtig ist ihr auch die persönliche Zuwendung. Wir müssen den Kranken Zeit schenken, sagt sie, auch wenn wir keine Rückmeldung bekommen – auch weil Sterbende sich nicht mehr so wie Gesunde artikulieren können.



Schwester Anneliese Mader, eine Ordensfrau, die mit viel Herz Dienst an Kranken und Sterbenden tut. Sie wird auch beim Kongress „Freude am Glauben“ in Karlsruhe als Referentin dabei sein.

se Zeit und schreibt über ihre Motivation: „Ich glaubte, ich wurde hier dringender gebraucht und habe auch diesen Dienst mit viel Freude und Engagement gemacht.“

Den Menschen ernst nehmen

Es war nicht zuletzt der Wunsch von kranken und sterbenden Menschen, nicht wieder ins Krankenhaus eingewiesen zu werden, der Schwe-

ster Anneliese auf. Seit Anfang 2009 leitet sie zudem in den Seniorenheimen Wortgottesdienste und betreut kranke und sterbende Menschen seelsorglich.

Bei der theologischen Sommerakademie in Augsburg im Jahr 2009 stellte Schwester Anneliese ihre Arbeit vor, und man spürte bei ihrem Vortrag, wie groß ihre Sorge für den Menschen ist, dem sie aus christlicher Nächstenliebe hilft. Deutlich war beispielsweise ihr Appell, den Sterbenden ernst zu nehmen und seine Wünsche zu respektieren. Und

Christus muss wachsen

Alle ihre Dienste, von der Pflege über das Gespräch bis hin zur konkreten Seelsorge – gemeinsames Beten, Glaubensgespräche, Segnen – tut die Ordensfrau mit viel Herz, aber auch, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Sie erzählt von diesen großartigen Diensten mit einer Selbstverständlichkeit, die an einen Vorsatz erinnert, den Papst Johannes XXIII. als Theologiestudent in sein geistliches Tagebuch geschrieben hat: „Nichts

Außergewöhnliches soll in meinem Betragen sein, außer der Art, die gewöhnlichen Dinge zu tun.“

Es geht also darum, dass Alltägliche so zu tun wie etwas Außergewöhnliches – und diese Haltung ist gerade in der Begegnung von Mensch zu Mensch ganz wichtig: Denn jeder Mensch ist etwas Außergewöhnliches.

Schwester Anneliese Mader vermittelt genau das – und sie ist durch diese Haltung eine Zeugin für Christus. Diese Haltung erinnert an die des Täufers Johannes, der sich immer als Wegbereiter des noch größeren Jesus Christus verstanden hat und der über sich selbst sagte: „Er, Jesus Christus, muss wachsen und ich muss abnehmen“ (Joh 3,30). Viele, die in der Kirche karitativ tätig sind, haben genau diese Haltung. Sie tun bescheiden ihre Christenpflicht, und sie tun dies im Bewusstsein, dadurch in der Nachfolge Christi zu stehen und seinem Wunsch und Willen zu entsprechen. Aber gerade dadurch sind sie Sauerteig für den Glauben – eben weil sie nicht sich selbst in den Mittelpunkt stellen, sondern Christus, den göttlichen Menschenfreund.

Es ist übrigens interessant, in diesem Zusammenhang einmal auf den

Ordenspatron der Barmherzigen Schwestern zu schauen, nämlich auf den heiligen Vinzenz von Paul. Ursprünglich wollte er Priester nicht so sehr aus Berufung werden, sondern um gutes Geld zu verdienen. Er hatte dabei sicher das edle Motiv, seine bitterarme Familie zu unterstützen, war aber auch einer kirchlichen Karriere nicht abgeneigt. Aber gerade seine Begegnung mit den Armen machte ihn zum Apostel der Caritas. Nun verschwendete er keine Gedanken mehr daran, Karriere zu machen – es ging ihm nur noch um den Dienst an den Notleidenden, in denen er Gott selbst erkannte.

Wir sind arm ohne die karitativen Dienste

Auch wenn gerade dieses Sich-Zurücknehmen vieler karitativer Helfer in der Kirche zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschen eine beispielhafte Tugend ist, so ist es doch wichtig über Ordensfrauen wie Schwester Anneliese zu berichten, davon zu erzählen, was ein Leben aus den Quellen des Glaubens bewirkt und wie arm

wir wären, wenn es solche Menschen nicht gäbe. Und oft spüren es ja gerade die Betroffenen, die Kranken und Bedürftigen, wenn Ordenshäuser aufgrund ihrer Nachwuchssorgen zu machen müssen – und die Schwestern und Brüder dann nicht mehr da sind. Was wäre die Welt ohne diese engagierten Christen?

Es sind aber nicht nur die karitativen Ordensleute, die im Namen Christi ehrenamtlich Gutes tun. Gerade die Hospizbewegung lebt ja von vielen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die oft aus christlicher Motivation diesen Dienst in der letzten Lebensphase tun. Auf diese Weise setzen diese Mitarbeiter aber auch ein deutliches Zeichen für das Leben und seinen Wert. Wenn es im Deutschen Grundgesetz heißt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“, so wird das konkret und fassbar genau in den Menschen, die aus echter Berufung mithelfen, dass Menschen in allen Lebensphasen ein würdiges Leben führen können. Gerade wenn es um die Begleitung von Menschen geht, deren Leben zu Ende geht, ist das nicht leicht, wird man doch mit der Wirklichkeit des Todes konfrontiert – einer Wirklichkeit, der man auch



Vinzenz von Paul, der Apostel der Caritas. Seine Haltung zu den Notleidenden war: „O Gott, wie anders sehen wir die Armen, wenn wir sie in Gott anschauen und mit der Achtung, die Jesus Christus ihnen entgegenbringt.“ (Statue vor dem St.-Vinzenz-Hospital, Rheda-Wiedenbrück)

selbst nicht entgehen kann. Aber es gibt doch immer wieder Menschen, die sich dem aussetzen. Gäbe es sie nicht, sähe es für alle Sterbenden und Kranken schlimm aus.

Eine ähnliche Initiative von ehrenamtlicher Arbeit ist die Nachbarschaftshilfe, die in vielen Pfarreien beheimatet ist. Auch hier geht es darum, aufmerksam zu werden, wo Not herrscht, und Lebensqualität zu ermöglichen – dieses Mal direkt vor der Haustür. Mit der Nachbarschaftshilfe wird vor allem der Anonymität entgegengewirkt. Man kennt ja die tragischen Zeitungsberichte von Toten, die manchmal wochen-, ja monatelang, tot in ihrer Wohnung liegen. Der Grund dafür ist oft, dass die sozialen Netze ausgedünnt sind, viele für sich allein leben. Das ist natürlich das genaue Gegenteil von Kirche. Wenn alle Menschen Kinder Gottes und somit geschwisterlich verbunden sind, geht es nicht an, dass einzelne herausfallen und vereinsamen. So wie die Hospizbewegung das Ziel hat: „Es braucht niemand allein zu sterben“, so sagt die Nachbarschaftshilfe: „Es braucht niemand auf ein gewisses Maß an Lebensqualität zu verzichten, nur weil niemand da ist, der ihm hilft.“ Nachbarschaftshilfe – das sind Botengänge für den anderen, Fahrdienste, Putzaktionen, Gartenarbeit, handwerkliche Tätigkeit und – was ganz wichtig ist – ein Sich-Zeit-nehmen für den anderen.

Und da ist es bemerkenswert, wie sehr sich diese Ehrenamtlichen mit dieser Arbeit identifizieren. Wer mitmacht, ist meistens gut motiviert – und damit diese Motivation anhalten kann, das Feuer weiter brennt, braucht es eine gute Begleitung der Helfer, die oft auch ehrenamtlich geschieht.

Jedem muss ich zum Nächsten werden

Die diakonischen Initiativen der Kirche haben – wie schon gesagt – ihren Grund in dem konsequenten Einstehen für die Menschenwürde, was das entscheidende Gebot Gottes ist, der aus Liebe zu allen Menschen Mensch geworden ist und sich ans Kreuz hat nageln lassen. Diese Liebe betrifft gerade auch die ungeborenen Kinder, die in unserer Gesellschaft einen schweren Stand haben – wenn sie nicht Wunsch Kinder sind. Aber Jesus

hat uns gesagt, dass wir nicht fragen dürfen: „Wer ist mein Nächster?“, sondern vielmehr: „Wem muss ich zum Nächsten werden?“ Ich kann mir den Nächsten nicht aussuchen – und darum hat jedes ungeborene Kind ein Recht zu leben, genauso wie ich. Kein geborenes Kind und überhaupt niemanden dar man umbringen, wenn er lästig wird.

Es war darum auch nur konsequent, dass Mutter Teresa, die unermüdlige Dienerin der Armen, bei ihrer Nobelpreisrede 1979 den Finger auf eine der größten Wunden der Gesellschaft legte – auf die Legalisierung der Abtreibung: „Der größte Zerstörer des Friedens ist heute der Schrei des unschuldigen, ungeborenen Kindes. Wenn eine Mutter ihr eigenes Kind in ihrem eigenen Schoß ermorden kann, was für ein schlimmeres Verbrechen gibt es dann noch, als wenn wir uns gegenseitig umbringen? Sogar in der Heiligen Schrift steht: ‚Selbst wenn die Mutter ihr Kind vergessen könnte, ich vergesse es nicht.‘ Aber heute werden Millionen ungeborener Kinder getötet, und wir sagen nichts.“ Beides gehört zusammen: die ganz konkrete Hilfe für den Nächsten, damit er seine Würde behält, aber auch

das appellative Eintreten für die Menschenwürde vom Anfang bis zum Ende. Ersteres – die Hilfe – wird in unserer Gesellschaft gern und oft genug als etwas Selbstverständliches akzeptiert und daher viel zu wenig gewürdigt. Letzteres – das appellative Eintreten für die Menschenwürde – aber wird zum Ärgernis. Doch eins ist klar: So wichtig und unerlässlich die diakonische Hilfe ist, weil sie und nur sie die Kirche glaubwürdig macht, so klar ist auch: Wenn die Appelle für das Leben ausbleiben und der Skandal von Maßnahmen, die diese Lebenswürde beschneiden – von der Abtreibung bis zur Euthanasie –, nicht benannt wird, dann werden auf Zukunft hin sich immer weniger Menschen ihres Lebens sicher sein.

Damit der Wille Gottes Wirklichkeit wird braucht es den Dienst am Nächsten genauso wie den Ruf zur Umkehr. Und um der Glaubwürdigkeit willen müssen die Rufenden gleichzeitig Diener sein, wie es Mutter Teresa vorlebte. Und die, die dem Nächsten dienen, dürfen sich auch dessen bewusst sein, dass sie in hervorragender Weise den Willen Gottes erfüllen und Zeugen wahrer Nächstenliebe sind. □



Forum Deutscher Katholiken

Auftrittsverbot – ein Zeichen der Selbststachtung der Kirche

Der ehemalige Präsident des Zentralkomitees (ZdK) Professor Dr. Hans Maier darf seine Biografie in kirchlichen Räumen der Diözese Regensburg nicht vorstellen.

Der Grund: Hans Maier, einer der Wortführer von „Donum vitae“, jener Schwangerenberatung, die Beratungsscheine ausstellt, die eine gesetzwidrige, aber straffreie Abtreibung ermöglichen, tritt auch in seinem Buch für diese Beratung ein.

„Donum vitae“ steht in klarem Gegensatz zur Lehre der Kirche

und zu entsprechenden römischen Vorgaben.

Wenn Bischof Müller von Regensburg ein Auftrittsverbot für den früheren Präsidenten des ZdK ausspricht, handelt er konsequent. Das Auftrittsverbot ist auch ein Zeichen der Selbststachtung der Kirche, auf das Katholiken schon lange warten.

Das Forum Deutscher Katholiken spricht Bischof Müller seinen Dank dafür aus!

Prof. Dr. Hubert Gindert
Forum Deutscher Katholiken

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Bischof Neumann von Philadelphia (1811- 1869)

„Gehet hin und lehret...“ dieser Auftrag Jesu an seine Jünger gilt auch heute noch, ja noch mehr als je zuvor, da wir uns um die Zukunft unserer Kinder zunehmend Sorge machen, angesichts einer bei uns immer stärker werdenden Religionsfeindlichkeit und der Abkehr vieler von der Kirche.

Es war kurzfristig, wenn unsere Bischöfe, gleich nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reichs“, die von den Nationalsozialisten aufgelösten katholischen Schulen nicht systematisch und vor allem verstärkt gefördert haben. Wir haben im Vergleich zum „Bedarf“ viel zu wenig katholische Schulen.

Der Blick nach Amerika, wo ein breitgefächertes System von Privatschulen besteht, darunter die meisten in katholischer Trägerschaft, zeigt, wie der Auftrag Jesu ernst genommen wird und auch heute noch reiche Frucht bringt. Bis in die frühen Sechzigerjahre (1960) waren die amerikanischen Katholiken verpflichtet, ihre Kinder in eine katholische Schule zu schicken, wenn es ihnen irgendwie möglich war. Das war auch weitgehend möglich, weil fast jede, auch die kleinste, Pfarrei bei ihrer Gründung eine Schule mitbauen musste. Dabei war von Seiten des Staats keinerlei Unterstützung zu erwarten.

Das katholische Schulsystem in den USA umfasst heute Kindergärten und Elementarschulen, die meist von einer Pfarrei getragen werden, sowie Sekundarschulen (High Schools), Colleges und Universitäten, die fast ausschließlich Ordensgemeinschaften gehören. Allein im Raum Chicago gibt es an die 25 katholische Col-

leges und Universitäten! Die größte unter ihnen ist die DePaul University der Vinzentiner.

Die Erfolgsgeschichte begann mit einem Bischof aus dem Sudetenland, **Johann Nepomuk Neumann** (geboren 1811 in Prachatitz, Südböhmen), der als Seminarist vom Bischof von Prag nicht zur Weihe zugelassen wurde – obwohl er zu den Besten seines Kurses zählte – weil man in Prag schon zu viele Priester hatte.

Neumann wanderte nach Amerika



aus, wo ihn der Bischof von Buffalo 1836 zum Priester weihte. Nach vier Jahren Seelsorgsarbeit in verschiedenen Pfarreien der Diözese, trat er bei den Redemptoristen ein – als erster „Amerikaner“. Die schickten ihn bald in die Südstaaten, wo er vorwiegend unter den deutsch-sprachigen Einwanderern wirkte und zwei Katechismen für sie herausgab.

Man wurde auf den begabten und heiligmäßig lebenden Seelsorger aufmerksam. Im Jahr 1852 wurde er zum

Bischof von Philadelphia geweiht. Hier konnte Neumann die bereits bestehenden Pfarrschulen fördern und in einem „Diözesansystem“ zusammenfassen, das mit verschiedenen Orden, vor allem den „Schulschwwestern von Notre Dame“, schnell wuchs und nachher für die ganze USA zum Vorbild wurde. Er war nicht nur bei den Katholiken sehr beliebt, sondern auch unter Andersgläubigen, weil er sich vor allem für die Familien und ihre Kinder, auch in ihren materiellen Nöten einsetzte. 1860 wurde er heimgerufen und als „Patron der katholischen Schulen“ im ganzen Land verehrt. 1963 wurde er als erster amerikanischer Bischof heilig gesprochen.

Seinen oft zitierten Ausspruch möchte man heute nicht nur den Bischöfen, sondern auch den Politikern, die für die Bildungspolitik in unserem Land zuständig sind, ins Stammbuch schreiben:

„Jeder Mensch hat ein unveräußerliches Recht auf eine seiner Würde und seinen eigenen Talenten angemessene Bildung, ... Seine Bildung soll auch den Weg öffnen zur Nächstenliebe und so die Einheit und den Frieden in der Welt fördern ...“

Wenn wir heute an den Bischof von Philadelphia erinnern, dann soll das auch eine Herausforderung sein: Es müsste für die Bischöfe und für uns Katholiken in Deutschland höchste Priorität sein, die bestehenden katholischen Schulen nicht nur gegen Angriffe zu verteidigen, sondern sie zu fördern und neue zu gründen. Höchst notwendig wären zudem katholische, vom Staat unabhängige Universitäten, neben der bisher einzigen in Eichstätt und der Gustav-Siewerth-Akademie im Schwarzwald. □

Ein mutiger „Defensor fidei“ und treuer „Pater Patriae“¹

Zeitgeschichtliche Erinnerungen an Konrad Kardinal von Preysing

Zum 65. Mal, jährte es sich am 18. Februar 2011, dass der ehemalige Bischof von Berlin, Konrad Graf von Preysing, von Papst Pius XII. zum Kardinal erhoben und damit in das höchste Leitungsgremium der römisch-katholischen Kirche berufen wurde. Eine Auszeichnung, von welcher der selbstlose und bescheidene neue Purpurträger wohl selbst am meisten überrascht war. Für den Pontifex in Rom und die Zeitgenossen von damals jedoch eine durchaus verdiente Anerkennung seines bekennnerhaften bischöflichen Wirkens in schwieriger Zeit. Wenn die „Tapferkeit“ (fortitudo) und die „Gerechtigkeit“ (iustitia) neben der „Weisheit“ und dem „Maßhalten“ die herausragenden „Kardinalstugenden“ sind und das scharlachrote Gewand als Zeichen für ihre „finale“ Bereitschaft steht, dann trafen diese Voraussetzungen für den Sohn einer alteingesessenen bayerischen Adelsfamilie aus dem Großraum Landshut vollauf zu. Und das um so mehr, als er sich (fast zu) selbstkritisch immer wieder hinterfragte, ob er den ihm jeweils zugetrauten Aufgaben auch gewachsen wäre. Das begann bekanntlich bereits 1932 mit seiner Ernennung zum Bischof von Eichstätt, die er für eine Überschätzung seiner Erfahrung hielt, da er doch „noch nicht einmal eine Pfarrei geleitet“ habe. Da bedurfte es der ironischen Untertreibung seines väterlichen Mentors und damaligen kirchlichen „Dienstvorgesetzten“ in München, Kardinal Michael von Faulhaber, dass „Eichstätt doch nicht viel mehr“ wäre „als eine große Pfarrei“. Stärker als diese scherzhaften Ermunterungsworte haben Preysings nachfolgenden Lebensweg jene Sätze bestimmt, die der Münchener Erzbischof am 27. August 1922 auf der „62. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu München“ („Mün-

chener Katholikentag“) sprach: „Katholisch sein heißt ein Bekenner sein auf dem Boden der kirchlichen Glaubenslehre ... Wehe dem Staat, der seine Rechtsordnung und Gesetzgebung nicht auf den Boden der zehn Gebote Gottes stellt.“

Schon wenige Monate nach seiner Berufung auf den Bischofsstuhl von Eichstätt (am 28. Oktober 1932) hatte er es mit jenem Staate zu tun, in welchem nach seiner eigenen Erkenntnis

Bekennertum gegenüber Narren und Verbrechern

zunehmend Bekennertum gegenüber „Narren und Verbrechern“ gefordert war. Von Haus aus politisch gebildet und durch Studium juristisch versiert durchschaute er wie kaum ein anderer seiner bischöflichen Mitbrüder im Deutschen Reich den wahren Charakter der nationalsozialistischen Ideologie und ihrer fundamentalen Gegnerschaft zum Christentum. Seine folgerichtigen Warnrufe trugen Bischof Preysing nicht nur die erklärte Feindschaft der NS-Machthaber ein, sondern ließen ihn auch in Meinungsverschiedenheiten zu verschiedenen deutschen Oberhirten geraten. Ein Zustand, an dem der innerlich feinfühlig Adelsspross mehr litt, als er sich anmerken ließ. Vor allem, wenn man ihn dem Verdacht des „undeutschen Ultramontanismus“ aussetzte. Eine polemische Unterstellung, die schon Konrad von Preysings Vater und seine Gesinnungsfreunde von der „Deutschen Zentrumspar-

tei“ seitens ihrer politischen Gegner bitter erfahren mussten. Wie im besten Sinne treudeutsch der damalige Eichstätter Bischof dachte und war, belegt ein weitgehend „vergessenes“ Zeitzeugnis vom 13. Januar 1935. Es handelt von der gerade an diesem Tag anstehenden „Saarabstimmung“ und stammt aus der Feder Konrad von Preysings. Er überschrieb es mit „Hirtenwort“ und führte in der Diktion eines Hirtenbriefs wörtlich aus:

„Geliebte Diözesanen! Heute, Sonntag, den 13. Januar 1935, findet im Saargebiet die Volksabstimmung statt über die Frage, ob dieses deutsche Land und seine Bewohner in der Trennung vom Deutschen Reiche verbleiben sollen oder nicht. Der für die Zukunft unseres Vaterlandes so folgenschweren Entscheidung, die heute an der Saar fallen wird, kann kein wahrhaft Deutscher gleichgültig gegenüberstehen. Als deutsche Katholiken sind wir verpflichtet, für die Größe, die Wohlfahrt und den Frieden unseres Vaterlandes uns einzusetzen. Unsere wirksamste Hilfe ist das Gebet. Deshalb verordnen wir, dass am heutigen Sonntag in allen Kirchen der Diözese nach dem Allgemeinen Gebet drei Vaterunser und Ave Maria mit den Gläubigen gebetet werden, um einen für unser deutsches Volk segensreichen Ausgang der Saarabstimmung zu erleben. + Konrad, Bischof von Eichstätt.“

Eine Diktion, wie man sie heutzutage seit Jahrzehnten nicht mehr von Rednerpult und Kanzel hört, ist doch das Wort „Volk“ weithin der Vokabel „Gesellschaft“ gewichen und hat der Ausdruck „Vaterland“ dem Begriff „Bundesrepublik“ Platz gemacht. Ein Kanzler sprach vor Jahren noch von „diesem unsren Lande“ und erntete öffentliche Häme. Allein im Amtseid der höchsten Staatsdiener finden sich noch Worte und Selbstverpflichtun-

¹Verteidiger des Glaubens und Vater des Vaterlandes

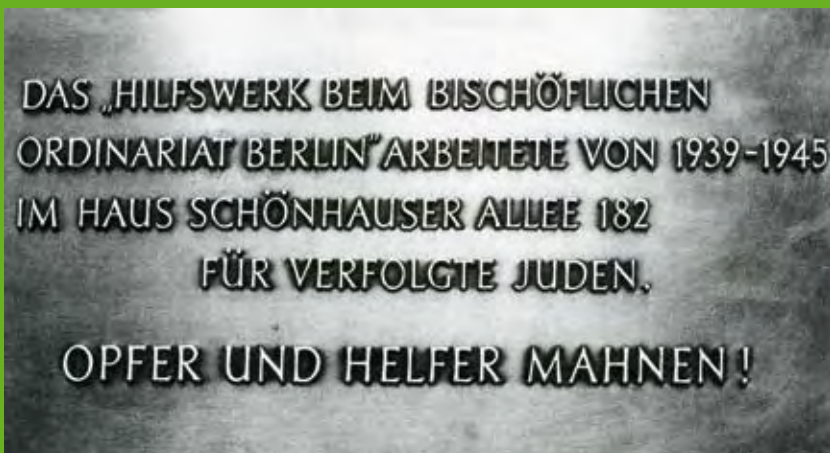
gen, die dem „deutschen Volk“ und seinem „Wohl“ gelten, wie sie Bischof von Preysing im Januar 1935 seinen Eichstätter Diözesanen vor Augen gestellt hat.

Um so bitterer für ihn, als er in den nachfolgenden Jahren immer deutlicher erfahren musste, wie sehr sich seine Befürchtungen um die Zukunft von Kirche und Vaterland bestätigten und vom herrschenden Regime ein Kulturkampf zwischen Staatsideologie und christlicher Religion von lebensbedrohlichem Ausmaß vom Zaun gebrochen wurde. Geldschieber-Vorwürfe und öffentliche Un-

zuchtsbeschuldigungen sollten hohen und niederen Klerus gleichermaßen in Misskredit bringen und die Gläubigen von ihren Seelenhirten trennen. Mit schier teuflischer Meisterschaft verstand es der einstige katholische Stipendiat Joseph Goebbels als nunmehriger „Minister für Volksaufklärung und Propaganda“ Verfehlungen einzelner Geistlicher und Ordensangehöriger zu einer „Lawine von Massenverbrechen an unserer Jugend“ aufzubauschen, um die von der Kirche gerade offengelegte Religionsverfolgung im Deutschen Reich durch eine Schmutzkampagne zu verdecken. Höhepunkt dieser gezielten Diffamie-

Ein Offener Brief an den Minister

rungswelle war die vom Rundfunk reichsweit verbreitete Rede des „Propagandaministers“ vom 28. Mai 1937 in der Berliner „Deutschlandhalle“. In ihr beschimpfte Goebbels den katholischen Priester- und Ordensstand und redete im Zusammenhang mit den seinerzeit laufenden „Sittlichkeitsprozessen“ gegen Geistliche und Klosterbedienstete von „haarsträubender Sittenverwilderung und Sexualpest“. Dabei stellte er die Behauptung auf, dass es sich bei den bis Frühjahr 1937 „eingesperrten Geistlichen zu 95 Prozent um Sittlichkeitsverbrecher“ handele. Eine Stimmungsmache und Hetze, welche den im Juli 1935 zum Bischof von Berlin berufenen Konrad von Preysing zu wiederholten Interventionen bei der Reichsregierung veranlasste. Als diese wirkungslos blieben, entschloss er sich zu einem Schritt, der in einer Diktatur direkt aufs Schafott führen konnte. Er richtete am 29. August 1938 einen „Offenen Brief“ an den „Herrn Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda“ und konfrontierte ihn darin mit den ermittelten amtlichen Zahlen. Diese überführten Goebbels zügelloser Übertreibungen und entlarvten ihn als den „unehrlichen Propagandaminister von Deutschland“, wie ihn ein zeitgenössischer US-amerikanischer Kardinal einmal genannt hat. Konrad von Preysing beließ es aber nicht nur bei der öffentlichen Korrektur der Goebbels-Rede, sondern forderte auch nachdrücklich eine öffentliche Rehabilitation der pauschal diffamierten Priester und klösterlichen Mitarbeiter. In väterlicher Sorge um deren Ruf und Ehre stellte er den Reichsminister öffentlich mit den Worten zur Rede: „Ich frage: Was hat der Herr Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda getan, um die durch seine Rede vom 28. Mai 1937 verletzte Ehre der katholischen Kirche in Deutschland und ihres Klerus wiederherzustellen? Was hat der Herr Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda getan, um die durch seine Rede bis zum antiklerikalen Paroxysmus aufgepeitschte Masse in der Deutschlandhalle durch eine den Tatsachen entsprechende Darstellung über die Sittlichkeitsdelikte innerhalb



Diese Gedenktafel an der Berliner Herz-Jesu-Kirche erinnert an das „Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin“, das während der Hitler-Zeit im Auftrag von Bischof Konrad Kardinal von Preysing unter Leitung von Dompropst Bernhard Lichtenberg und Frau Dr. Margarete Sommer Juden und „christlichen Nichtariern“ öffentlich und heimlich half: bei Auswanderung, Beschaffung von Kleidung, Nahrung, Geld, Unterkunft und Verstecken, nicht zuletzt auch mit seelischem Beistand. Nach der Verhaftung von Prälat Lichtenberg übernahm der Bischof selbst (de jure) die Leitung des Hilfswerks; Frau Dr. Sommer wirkte als sein „verlängerter Arm“ (Siehe dazu: Heinrich Herzberg, Dienst am höheren Gesetz; Berlin 2000).

des Klerus einigermaßen zu beruhigen?“ Sätze, wie sie Goebbels während seiner Amtszeit wohl kaum noch einmal vor die Augen bekam – deren Veröffentlichung mithin auch ein gehöriges Maß an (der Kardinalstugend) „fortitudo“ erforderte.

In diesem mannhaft-mutigen Einsatz erwies sich Bischof Konrad Graf von Preysing als wahrhaft selbstlos fürsorglicher Hirte und geistlicher Vater seiner Ordens- und Diözesanpriester. Tauglich auch als Vorbild für seine heutigen Amtsnachfolger, die sich seit 2010 gleichfalls der Bewältigung von „Missbrauchsfällen“ in Pfarreien und kirchlichen Anstalten zu stellen haben. Jedenfalls scheint Konrad von Preysings Widerstand gegen den jeweils vorherrschenden Zeitgeist angeht, sich an ihm ein Beispiel zu nehmen. Besonders auch mit Blick auf sein Wirken in den schweren Nachkriegsjahren. Pius' XII. Entschluss, den Berliner Bischof beim nächsten Konsistorium in den Kardinalsstand zu erheben, kann als wegweisender Fingerzeig gedeutet werden. Für den Papst mag die dem Oberhirten der Reichshauptstadt zugedachte Würde auch Ausdruck persönlichen Dankes für erfahrene Aufmerksamkeiten und Dienste gewesen sein, standen sich doch der römische Aristokrat als

Freund des Papstes

Apostolischer Nuntius in Bayern und der bayerische Graf als Prediger bei St. Paul in München schon seit über einem Vierteljahrhundert persönlich nahe. War es 1920 die hilfreiche Begleitung Pacellis nach Berlin zur Übergabe von dessen Beglaubigungsschreiben als päpstlicher Botschafter, waren es in Graf Preysings Berliner Bischofsjahren dessen persönliche Briefe über die Lage der Kirche in Deutschland, mit denen der nachmalige Kardinal seinem hohen Freund in Rom wertvolle Dienste erweisen konnte. Tatsächlich war die Aufnahme Bischof Konrads in den höchsten Senat der Kirche jedoch ein Zeichen der Anerkennung für dessen beispielhaften Bekennermut gegenüber der NS-Diktatur. Der neue Purpurträger selber empfand die ihm am 18. Februar 1946 widerfahrene Ehre jedoch in erster Linie als Ermunterung und Bestärkung, sich weiterhin mit aller

Kraft seiner Berufung als Diener der Kirche und Beistand seines Volkes zu widmen.

Der „Hirte der Seelen seiner Gläubigen“ („Pastor animarum fidelium suorum“) sollte in der „Stunde Null der deutschen Geschichte“ auch zum „Vater des Vaterlandes“ („Pater Pa-

Gegen Vertreibung und Verschleppung

triae“) und seiner „Landeskinder“ werden. Dazu gaben Hungersnot und Flüchtlingselend im besiegten und

zerbombten Deutschland reichliche Gelegenheiten, die Bischof Konrad unverdrossen wahrnahm. Nach dem Untergang der NS-Herrschaft waren nunmehr die „totalen Sieger“ und Besatzer von 1945 – darunter die Rote Armee Josef Stalins – die Adressaten seiner Anliegen und Interventionen. Nach Wegfall jeder politischen Vertretung fühlten sich Konrad von Preysing und seine bischöflichen Mitbrüder in der Pflicht, sich für ihre deutschen Landsleute einzusetzen. Als Bischof von Berlin hatte er es nach dem Verschwinden der NS-Machthaber nunmehr mit den nicht weniger kirchenfeindlichen Sowjets, in deren Besatzungszone



der größte Teil seiner Diözese lag, zu tun. Entsprechend vergebens waren viele seiner Bitten und Vorsprachen. So blieben seine Einsprüche gegen die Praxis der Vertreibung der ostdeutschen Bevölkerung ebenso erfolglos wie seine Bemühungen um Verschonung seiner deutschen Diözesanen vor Verschleppung und Deportation nach Sibirien. Gleichwohl ließ er in seinen Anstrengungen um die Sicherung des Überlebens seiner deutschen Landsleute nicht nach und nutzte jede sich bietende Gelegenheit für Trost und Hilfe aus. Selbst den Aufenthalt in Rom zum Empfang der Kardinalsinsignien am 18. Februar 1946 nahm er wahr, um im Anschluss an die kirchlichen Feierlichkeiten die in der Gegend von Rimini festgehaltenen deutschen Kriegsgefangenen zu besuchen und ihnen Trost und Mut zuzusprechen. Ein überliefertes Foto zeigt Kardinal von Preysing beim Besuch eines Kriegsgefangenenlagers am 23. Februar 1946. Nach dem Bericht seines begleitenden Sekretärs Bernhard Schwerdtfeger „brach Preysing in Tränen aus, als er den Gefangenen zurief, dass der Kirche und dem Heiligen Vater (Pius XII.) die unglücklichen Söhne zugleich auch die liebsten“ seien. Ein Satz, der gleichermaßen übertragen wie auch persönlich zutraf. Die Reise Preysings zu den deutschen Kriegsgefangenen war in der Tat das Ergebnis einer einschlägigen Vermittlung Pius' XII.

Bei den Kriegsgefangenen

bei der US-amerikanischen Gewahrsamsmacht und zugleich der Mithilfe des damaligen Militärbischofs der US-Army, Erzbischof Spellman. Dieser empfing am 18. Februar 1946 ebenfalls das scharlachrote Birett und war somit „Kardinalskollege“ Konrad von Preysings.

Zudem wusste der amerikanische Militärbischof auch von der standhaften Haltung seines Berliner Amtsbruders und dessen bischöflicher Kollegen von Münster (Graf Galen) und Köln (Josef Frings) während des „Dritten Reiches“. Bekanntlich nahm Pius XII. auch diese beiden Kirchenführer am 18. Februar 1946 in das Kardinalskollegium auf und

ermöglichte ihnen Reisen zu deutschen Kriegsgefangenen. Wie man feststellen konnte, blieben die Besuche bei der Gewahrsamsmacht nicht ohne Wirkung, sondern führten bald zu ersten Entlassungen. Solchermaßen in der Fürsorge für das deutsche Volk gestärkt unterschrieb Konrad Kardinal von Preysing am 3. Juli 1946 auch eine Petition seiner Amtsbrüder an den seinerzeitigen amerikanischen Präsidenten Harry Truman, in dem der US-Staatschef um Einstellung

Ein Brief an den US-Präsidenten

der Massenvertreibung gebeten wurde. Ein Herzensanliegen des Berliner Oberhirten, kannte er doch wie kaum ein anderer seiner bischöflichen Mitbrüder die materielle Not und den Seelenschmerz dieser heimatlosen Menschen. In Respektierung des „Dienstweges“ ging der Brief nicht direkt an das „Weiße Haus“ in Washington, sondern auf dem Weg dorthin zunächst in das Büro des amerikanischen Militärgouverneurs. Aus diesem ‚Office of Military Government for Germany‘ traf zwei Wochen später ein Schreiben des ‚Deputy Military Governor Lieutenant General, U.S. Army‘, Lucius D. Clay, ein, in welchem den bischöflichen Absendern zu ihrer großen Enttäuschung mitgeteilt wurde, dass man „nicht gewillt“ sei, „die Petition an den Präsidenten der Vereinigten Staaten weiterzuleiten“.

Auch durch diese Abweisung nicht entmutigt entschloss sich Konrad Kardinal von Preysing, für die dringend benötigte Hilfe nunmehr in eigener Person zu sorgen und selbst auf Bettelreise zu gehen. Von amerikanischen Mitbrüdern wusste er, dass man in den Vereinigten Staaten viel Mitgefühl mit den Notleidenden Menschen im besiegten Deutschland hatte und in christlicher Nächstenliebe bereit war, tatkräftig zu helfen. Er nahm daher die erste Gelegenheit für eine Informationsreise und Spendensammlung in den USA wahr. Sein Kardinalstatus kam ihm dabei in Auftritt und Anliegen sehr zupass, erinnerte er sich doch an Kardinal Faulhabers Erzählungen vom Eucharistischen Weltkongress 1926 in Chicago, wie man

Auf Bettelreise in Amerika

jenseits des Atlantiks die Kardinäle der katholischen Kirche schon auf Grund ihrer Gewandung als „ganz besonders sehenswerte exotische Persönlichkeiten“ betrachtete. Der Farbe ihres Ornaments nachempfunden habe man damals „die D-Zugswagen der Kardinäle von den Rädern bis zum Dach knallrot lackiert“ und damit einen kompletten „roten Eisenbahnzug“ als Beförderungsmittel von New York bis Chicago auf die Schienen gebracht. Obwohl äußerem Prunk zutiefst abhold nahm Konrad von Preysing in den späten 1940er Jahren seinen darbenenden Landsleuten und Diözesanen zuliebe die Erfüllung solcher optischer Wünsche auf sich, konnte er doch auf diese Weise ihre ärgste Not lindern helfen. Wie enge Mitarbeiter des Kardinals später berichteten, war ihr Oberhirte in seinen letzten Lebensjahren „nicht zuletzt wegen seiner häufigen eigenen Erkrankungen für fremde Not besonders sensibel“.

Am 21. Dezember 1950, dem Fest des Apostels Thomas, waren seine körperlichen Kräfte aufgebraucht und entließen seine Seele zum Schöpfer. In Eichstätt erinnerte man sich beim Eintreffen der Todesnachricht daran, dass der Verewigte auf den Tag genau vor 15 Jahren seinem Nachfolger auf dem Bischofsstuhl des hl. Willibald, Dr. Michael Rackl, die Bischofsweihe erteilt hatte und gedachte seines einstigen Oberhirten in Gebeten und Totenmessen. Mit Blick auf das gleichermaßen bekennerhaft heroische wie väterlich fürsorgliche Leben des Bischofs und Kardinals Konrad von Preysing kam im Bistum an der Altmühl auch der Gedanke auf, eine Seligsprechung dieses großen deutschen Kirchenmannes auf den Weg zu bringen. Erste Nachfragen bei Experten in Rom lassen ein solches Vorhaben nicht aussichtslos erscheinen. Freilich müssten die ersten Schritte vom dafür hauptzuständigen Erzbistum Berlin ausgehen. Einstweilen bekundet eine Gedenktafel neben der Bischofsgruft im Eichstätter Dom die Verbundenheit des Bistums mit „seinem“ unvergessenen Bischof Konrad“.



Ausharren – von der Morgenröte bis in die Nacht

Die Klosterruine in Gräfinthal würde sich schon längst als prächtiges Gotteshaus präsentieren, wenn nicht seit mehr als zehn Jahren Hindernisse ausgegraben und in den Weg gelegt worden wären. Doch jetzt scheinen sich die dunklen Wolken über Gräfinthal zu lichten.

Fels sprach mit Pater Wilhelm, einem der drei Mönche, die dort im Gebet und rastlos um den Wiederaufbau bemüht sind.



Fels: Pater Wilhelm, Sie sind Mönch in der benediktinischen Neugründung Gräfinthal. Wie lange gibt es ihr Kloster schon und wie kam es zustande?

P. Wilhelm: 1989 wurde der Abt von Vaals, Dom Nicolaas de Wolf, Er-

be eines Hofgutes mit der Verpflichtung zu einer Klosterneugründung, an diesem Ort im Saarland. Zu diesem Zeitpunkt verfügte der Abt nicht über das nötige Gründungspersonal. Zudem galt es, in Schweden ein Projekt in Angriff zu nehmen. Dennoch hat der Abt die Aufgabe im Saarland angenommen. Der Bischof von Speyer, Anton Schlembach, wollte das Gelände des kleinen Wallfahrtsortes in kirchlichen Händen haben. Der Abt von Solesmes, Dom Prou, gab seinen Segen dazu. Er weihte das Gründungskreuz. Damit waren für Abt Nicolaas die Voraussetzungen für die Gründung eines Klosters gegeben.

Fels: Man sieht hinter den Ruinen und Ausgrabungen eine lange Geschichte.

P. Wilhelm: und zwar eine aufregende. Das Kloster stammt aus dem 13. Jahrhundert. Es ist die Zeit des hl. Franziskus von Assisi, der hl. Hedwig von Schlesien, der hl. Elisabeth. Die Mönche hier verehrten ein wundertätiges Marienbild, zu dem die größte Wallfahrt in ganz Lothringen entstand. In jedem Jahrhundert brannte das Kloster einmal ab. Krieg, Pest und Hunger zogen durchs Land. Aber nie gaben die

Mönche auf. Sie waren selten mehr als ein halbes Dutzend. Über 500 Jahre hüteten sie das Erbe. Quellen (die Namen der Ordensoberen) belegen, dass nach dem 30jährigen Krieg zeitweise drei Sprachen gesprochen wurden: deutsch, französisch, holländisch.

Fels: Vor einiger Zeit haben Archäologen das Grab einer polnischen Königstochter in ihrer Kirche gefunden. Waren auch Frauen in diesem Kloster und sprach man gar polnisch?

P. Wilhelm: Nein! Es handelt sich um das Grab der Tochter Anna (+1717) des polnischen Königs Stanislas Lesczynski, der seit 1714 im Zweibrücker Exil lebte. Annas Schwester wurde später Königin von Frankreich und ihr Vater Herzog von Lothringen. Er war ein großer Förderer des letzten Kirchenbaus (um 1720) in Gräfinthal.

Fels: Stimmt es, dass Sie seit 10 Jahren restaurieren und um den Aufbau der Bauruine kämpfen?

P. Wilhelm: Kämpfen ist ein großes Wort. Wir erleiden vor allem Blockaden. Menschlich gesprochen war all unser Bemühen aussichtslos. Doch



endlich sind wir so weit, dass die Baugenehmigung erteilt wird.

Fels: Gräfinthal war wirklich ein Ruinenfeld. Ich kenne es seit meiner Kindheit. Jetzt sind die historischen Terrassen wiederhergestellt und aus den Ruinen des Klosterflügels ist ein sehr schönes Gebäude entstanden, wo Sie jetzt die hl. Messe feiern. Was aber ist mit der Wallfahrtskapelle?

P. Wilhelm: Diese stammt aus dem Jahr 1809 und ist der jüngste Baukörper. Vor einiger Zeit hat man im Zusammenhang mit den archäologischen Ausgrabungen festgestellt, dass sie vom Einsturz bedroht ist. So musste sie geschlossen werden. Wallfahrer sind inzwischen schon sehr ungeduldig über die baulichen Verzögerungen.

Fels: Wenn ein solches Projekt allzu langsam voranschreitet, entsteht auch der Verdacht, dass es an Geld fehlt. Wer finanziert eigentlich diesen Wiederaufbau?

P. Wilhelm: Der hl. Josef.

Fels: Auf ihn ist sicherlich Verlass. Üblicherweise aber lockt er helfende Menschen und Institutionen an. Es gibt zwar heute keinen Leszcynski mehr, aber das Saarland, die Bundesrepublik, Europa werden sich doch wohl als Erben der Geschichte auf ihre Verantwortung besinnen.

P. Wilhelm: Wir hoffen, dass Staat und Kirche ihr Herz für dieses kulturelle und religiöse Erbe entdecken. In jedem Fall richtet sich unser Vertrauen auf Gott. Er hat uns bisher immer die richtige Lösung gebracht. Wir müssen alles tun, wozu wir in der Lage sind; dann können wir auch getrost unsere Geschicke dem Himmel überlassen. Über Schwierigkeiten in der heutigen

Zeit sollten wir uns nicht wundern: Wo der liebe Gott eine Kirche hat, hat auch der Diabolus, der Teufel, seine eigene Kapelle.

Fels: Welche Art von Tradition des Mönchtums wollen Sie leben und aufbauen? Sie kommen aus einer benediktinischen Tradition, die die Kontemplation sehr betont. Viele schwärmen heute von fernöstlicher Kontemplation. Was bedeutet Kontemplation für Sie?

P. Wilhelm: Man bietet vielerorts Kontemplationskurse an und verspricht damit das Blaue vom Himmel. In der benediktinischen Tradition entsteht kontemplatives Leben aus dem gemeinsamen Weg eines Menschen mit Gott. Kontemplation formt den Menschen auf dem Weg zu Gott wesentlich um. Durch meine Mühsale und Bekehrungen hindurch öffnete ich mich mehr und mehr auf Gott hin. Gefordert ist das Ausharren von der Morgenröte bis in die Nacht. Kontemplation ist für uns Mönche der ganze Weg zu Gott hin. Alles Gute und weniger Gute in meinem Leben wird auf diesem Weg dann erlöst, wenn wir mit Gott eins geworden sind.

Fels: Ist das nicht die Berufung eines jeden Christen, die mit der Taufe beginnt?

P. Wilhelm: Das Ziel ist für jeden gleich. Das Mönchtum nach der Regel des hl. Benedikt aber geht den Weg der Kontemplation. Sie ist der Kern der mönchischen Spiritualität seit der Frühzeit in der Wüste. Dom Guéranger von Solesmes hat gesagt, dass die Kontemplation Grund und Ziel jeder monastischen Berufung ist.

Fels: Was ist dann also ein kontemplatives Kloster?

P. Wilhelm: Im Dokument des 2. Vatikan. Konzils über das Ordensleben wird hingewiesen auf: Chor- und Gebet, Lectio divina (geistliche Lesung), Schweigen, Askese, Leben und Arbeiten im klösterlichen Bereich. In der beschaulichen Tradition des Mönchtums sind alle diese Elemente nicht verhandelbar. Das Gebet muss alles durchdringen. Daher gibt es auch Schutzräume wie Klausur und Schweigen.

Fels: Was bedeutet dies für die Seelsorge?

P. Wilhelm: Unser Seelsorge-Auftrag liegt auf einem anderen Gebiet als dem der Gemeinde. Unser Gebets-Apostolat gilt der ganzen Kirche. Dazu kommt in Gräfinthal eine kleine Wallfahrt. Wir hegen und pflegen sie. Dazu gehört Sorgfalt in der Koordination der Wallfahrtsgottesdienste und die Sorge um eine Spiritualität, die den Wallfahrern hilft, hier an der Hand der Muttergottes zu Christus, dem Heiland, zu finden. Deshalb ist geistliche Begleitung ebenfalls möglich. Pastorale Arbeit außerhalb der Klostermauern würde das kontemplative Leben der Mönche und ihre Gemeinschaft stören. Seelsorge wird dadurch ermöglicht, dass die Gläubigen sich durch die Teilnahme an der Liturgie der Mönche und durch den Empfang der Sakramente an diesem Ort der seelischen Erholung göttliche Gnaden vermitteln lassen.

Fels: Die Liturgie nimmt einen großen Raum im Leben der Mönche ein.

P. Wilhelm: Die Liturgie ist das Geschenk des lebendigen Christus an die Kirche. Sie eröffnet dem Menschen die Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott. In der Liturgie öffnet sich



dem Menschen der Himmel mit allen Engeln und Heiligen. Die Haltung des Gläubigen und die Feier der ganzen Liturgie muss von der Ehrfurcht vor dem göttlichen Geheimnis geprägt sein. Liturgie ist nie Selbstdarstellung des Menschen. Liturgie kann nicht gemacht werden. Liturgie ist nicht verfügbar.

Fels: Können drei oder vier Mönche die Liturgie so feiern?

P. Wilhelm: Wir sind zwar nur wenige. Trotzdem singen wir alle Horen, und nicht so schlecht. Jesus sagt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, bin ich mitten unter ihnen.“

Fels: Wie ich vor Jahren hörte, wurde ihre Gemeinschaft auch abgelehnt, weil Sie angeblich die frühere Form der hl. Messe, den sog. Alten Ritus, feiern.

P. Wilhelm: Wir feiern die Liturgie der Kirche nach dem römischen Messbuch, Novus Ordo. Dazu gehört auch, dass Teile, der Messkanon immer, in Latein gelesen werden. So geschieht es vielfach auch im Petersdom, wenn der Heilige Vater zelebriert. Für die lateinischen Texte legen wir deutsche Übersetzungen auf. So können die Gläubigen auch verstehen, was der Priester spricht.

Auf dem Altar haben wir unübersehbar ein großes Kreuz stehen. Theologisch gesehen bilden Altar und Kreuz eine Einheit. Das ist ursprüngliches paulinisches Gedankengut. Kern der hl. Messe ist das Kreuzesopfer Jesu Christi. Die Zelebration ist also auf Christus hingeordnet.

Fels: Welche Bedeutung kommt der Stille im mönchischen Leben zu?

P. Wilhelm: Die Stille ist das Sakrament der Anwesenheit Gottes. Wer sein Herz bei Gott hat, wird still. Ohne Schweigen gibt es vielleicht einen geschäftigen Ordensmann, aber keinen Mönch. In der Gemeinschaft geht es darum, zusammen in der Gegenwart Gottes zu leben. Das Schweigen verbindet uns tiefer als viele Worte. Einmal täglich haben wir gemeinsam große Rekreation, sonst sprechen wir nur das Notwendige miteinander. Sicher sollen wir nicht stur und stumm aneinander vorbeilaufen. Doch wir sollten das Wort des hl. Benedikt bedenken, dass wir Gott einmal für jedes Wort Rechenschaft ablegen müssen.

Fels: Sie sind drei Mönche. Vor dem 18. Jahrhundert waren es ein halbes Dutzend. Wie steht es um das Interesse am Klosterleben?

P. Wilhelm: Gräfinthal ist eine kleine Gemeinschaft und will das auch in Zukunft sein. Jüngere und ältere Männer mit seriösen Motivationen melden sich immer wieder. Das Leben in einer monastischen Gemeinschaft, vor allem wenn sie klein ist, erfordert aber viel Eigenständigkeit und wenig Eigensinn. Liebe zur Tradition genügt nicht. Und was die Berufungen selber angeht: Auf Herz und Nieren prüfen! Undurchschaubare Kandidaten muss man abweisen. Kein falsches Mitleid! Wir hatten vor einiger Zeit einen Postulanten, der in seinem zivilen Vorleben in Satanismus verwickelt war. So was gibt es. Ein solcher Fall lässt immer Verwüstungen zurück, die ihre eigene Sprache sprechen.

Fels: Wenn man drei Mönche sieht, die nicht mehr ganz jung sind, daneben eine Kirche, die eine Ruine ist, könnte man da nicht auf den Gedanken kommen, das ist ein Ab-

bild der Kirche in Deutschland, ja in Europa?

P. Wilhelm: In verschiedener Hinsicht, ja. Die Kirche altert vor sich hin und ist von innen und außen bedroht. In Holland haben wir erlebt, wie sie innerhalb kurzer Zeit ruiniert wurde, durch Aushöhlung des Glaubens und gezielte Irreführung vieler Menschen, aber es gab auch Glaubenszeugen. Zu ihnen gehörten der bekannte Bischof Gijzen von Roermond und auch der Abt von Vaals, Nicolaas de Wolf, der heute Prior in Gräfinthal ist. Sie waren Schlachtopfer der kirchlichen Linken und ihrer brutalen Machenschaften.

Aber jetzt zu ihrem Beispiel zurück: Die Kirche als Abbild! Schauen Sie sich um! Die Klostermauern sind schon restauriert. Ist das nicht ein Zeichen der Überwindung von zerstörerischen Einflüssen? Tagtäglich wird die hl. Messe hier gefeiert! Ist nicht Christus mitten unter uns? Der Anker unserer Hoffnung ist Christus. Im Schutz der Muttergottes, zu deren Ehre wir die Wallfahrt betreuen, beten wir für unsere Kirche, für die Menschen in den umliegenden Dörfern, im Saarland, Lothringen und weit darüber hinaus. Der hl. Josef wird uns als guter Hausvater zur Seite stehen.

Fels: Wir wollen auch hoffen und beten, dass viele dieses Kloster entdecken und mit Gebet und tatkräftiger Unterstützung dieses geistliche Zentrum fördern. Vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte Gerhard Stumpf

Kontaktadresse:
Benediktiner-Priorat Gräfinthal
D - 66399 Mandelbachtal,
Telefon: 06804-6836



19. Theologische Sommerakademie in Augsburg 15. Juni bis 18. Juni 2011

IM GLAUBEN LEBEN

Hilfen zur katholischen Lebensgestaltung



Tagung im Haus St. Ulrich Kappelberg 1

Informationen und Hinweise:

Gerhard Stumpf

Tel: 08191-22687

Nordfeldstr. 3

Fax: 08191-22680

86899 Landsberg

E-Mail: stumpf@ik-augsburg.de

15. Juni: feierliche Eröffnung

Dr. A. Püttmann: Wie katholisch ist Deutschland und was hat es davon?

16. Juni:

Pater Karl Wallner: „Ich habe dich beim Namen gerufen“

Pfr. Alois Oblinger: Kirchliche Festtage - ver-harmlos, sinnentleert, umgedeutet

Prälat Prof. Dr. Anton Ziegenaus: Segnen und gesegnet werden: Sakramentalien
Wallfahrt nach Maria Brunnlein

Pfr. Peter Kemmether und Dipl. Ing. Jenö Zeltner: Warum katholisch werden? - Zeugnisse

17. Juni:

Dr. Monika Born: Konversion und literarisches Werk: Gertrud von Le Fort (+1971)

Domherr Chr. Casetti: Spiritualität der Ehe

Sr. Margaritha Valappila: Die Liebe und Barmherzigkeit Jesu: Geschenk und Auftrag

Regens Dr. Markus Hofmann: Unter dem Schutz der Heiligen Familie

18. Juni:

Christina und Hans Augustin: Als christliche Familie gegen den Strom schwimmen

Dr. Silvia Cichon-Brandmaier: Beten mit den Kindern

Es besteht die Möglichkeit, an einzelnen Tagen oder auch an einzelnen Vorträgen teilzunehmen. Bei Teilnahme an Mittag- und Abendessen wird um rechtzeitige Voranmeldung gebeten. Programmflyer mit Anmeldeformular bitte anfordern.



Neue Wege in der Seelsorge:

Interview mit Pfarrrer Hendrick Jolie (48).

Er ist einer von fünf deutschsprachigen sogenannten „Bloggern“, die vom Vatikan für ein Bloggertreffen ausgewählt wurden.

Können Sie uns kurz erklären, was ein „blog“ ist?

Ein „blog“ ist eine Art Notizbuch im Internet. Jeder kann kostenfrei seine Meinungen, Bilder, Musik und vieles mehr ins Internet stellen. Jeder, der die Adresse dieser Seite kennt, kann sich die Texte usw., die jemand ins Internet stellt, dann anschauen.

Was war Ihre Motivation, einen „blog“ zu erstellen.

Der Papst hatte im letzten Jahr die Priester ausdrücklich darum gebeten, dieses Medium für die Verkündigung zu nutzen. Ich habe vor anderthalb Jahren damit angefangen, als ich in Indien war, um ein Projekt, das von der Diözese Mainz unterstützt wurde, zu besichtigen. Ich war damals überwältigt, wie viele Gläubige mein schlichtes „Reisetagebuch“ im Netz angeschaut haben, um Kontakt mit

mir zu halten. Das war der Anlass für mich, zu sagen: Das machst du zuhause weiter.

Was kann man auf Ihrem „blog“ lesen?

Ich habe hier vier kleine Landpfarreien in der Diaspora. Die Wege sind weit, der Kontakt zu den Gläubigen oft schwierig. Das Internet ist natürlich kein Ersatz für den Hausbesuch und das seelsorgliche Gespräch. Aber es bietet für jene, die das möchten, eine Möglichkeit, mit dem Pfarrer in Kontakt zu bleiben. Ich teile den Leuten meine Gedanken mit, und zwar in einer Mischung aus theologischen, seelsorglichen und auch literarischen Mosaiksteinen.

Können Sie nachprüfen, wie viele Menschen mit Ihnen Kontakt aufnehmen?

Im letzten Monat haben über 5000 Menschen meine Seite angeschaut. Nicht jeder nimmt Kontakt auf, aber es entspannen sich zuweilen sehr interessante Diskussionen. Eine Familie aus meiner Pfarrei ist vor kurzem nach Arizona ausgewandert – seitdem wird mein „blog“ auch in Übersee gelesen ...

Was erhoffen Sie sich vom Bloggertreffen in Rom?

Es ist sensationell, dass der Papst die Bedeutung der Bloggerszene so früh erkannt hat. Ich habe zu sehr vielen Bloggern Kontakt über das Internet. Da gibt es hitzige, aber auch humorvolle und oftmals auch tiefgehende Diskussionen. Ich freue mich natürlich, diese Leutchen einmal persönlich kennenzulernen.

Vielen Dank für das Interview



Der in den Himmel aufgefahren ist

Rosenkranzbetrachtung

Das Bild zeigt die Himmelfahrt Christi, vierzig Tage nach Ostern: Christus erhebt seinen Blick gen Himmel, wo er zur Rechten Gottes sitzen wird (Mk. 16, 19), breitet seine Hände aus und entschwebt. Diesen Schwebzustand erreicht der Maler, indem er die Beine anwinkelt und ihnen so ihre Stehfunktion nimmt. Am Bildrand über Christus und in seinem Rücken unter ihm sieht man dunkle Wolken. Diese werden ihn bald den Blicken der Apostel entziehen (Apg 1, 9). Jesus scheidet aber nicht spurlos von der Erde. Wenn man genau hinschaut, so kann man seine Fußabdrücke, seine Spur auf Erden, im Felsen erkennen.

In den Wolken des Himmels erscheinen zwei geflügelte Engelköpfe. Im Gegensatz zu Maria ist Christus aus eigener Kraft, ohne Hilfe von Engeln, in den Himmel aufgefahren.

Die Apostel schauen noch unverwandt gen Himmel (Apg 1,10), mit aufgerissenen Augen und geöffneten Mündern. Der rechte Apostel muss Petrus sein. Nach dem Johannes-evangelium war er der letzte, mit welchem Christus vor seiner Himmelfahrt sprach und dem er dabei die Leitung der Kirche anvertraute. Auf dieses Gespräch bezieht sich die Gestik des Kephas: Er hält seine rechte Hand an seine Brust, als sagte er: *Ja Herr, du weißt, dass ich dich liebe* (Joh 21, 16). Sein hochgerissener linker Arm lässt an das Christuswort an ihn denken: *Wenn du aber alt sein wirst, wirst du deine Hände ausstrecken* (Joh 21, 18). Neben Petrus lässt sich in der Vierergruppe auf der linken Seite der Apostel Thomas identifizieren. Sein kritischer Blick und der Schatten über seinem Gesicht weisen den Zwillings als einen Zweifler aus (Joh 20, 26 – 29). Links hinter ihm ist das Jünglingsgesicht des hl. Johannes zu sehen.

Dieses Bild ist nach einem Freskenentwurf für die hohe Kirchendecke der ehemaligen Dominikanerkirche in Augsburg gestochen. Der Maler Johann Georg Bergmüller will den Eindruck erwecken, dass das Bild die Decke perspektivisch nach oben erweitert, ja sogar öffnet. Dies erreicht er durch mehrere Kunstgriffe: Den himmelfahrenden Christus malt er auf Untersicht, d.h. er verkürzt den Oberkörper und verlängert die Beine. Die Wunde des linken Fußes sieht man von unten. Der linke Arm von Christus ist durch eine dunkle Wolke verdeckt. Denkt man sich diesen

Arm, so müsste er über das Bild hinausreichen. Beim Fresko hat man so den Eindruck, dass Christus fast senkrecht zur Decke steht. Die Apostel schneidet der Maler durch einen Felsen und den Bildrahmen an. Von ihnen sind nur Kopf und Oberkörper zu sehen. Ihre Restkörper muss man sich hinter dem Bildrand denken. Weiter sind alle Blicke nach oben gerichtet. Auch so wird der Raum gefühlsmäßig nach oben erweitert. Und schließlich

kontrastieren dunkle Wolken mit dem von oben einfallenden Licht. So wird auch durch Helligkeit die Decke perspektivisch überhöht. *Alois Eppler*

Apg 1,10,11

Während sie unverwandt ihm nach zum Himmel emporschauten, standen plötzlich zwei Männer in weißen Gewändern bei ihnen und sagten: Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel empor? Dieser Jesus, der von euch ging und in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt zum Himmel hingehen sehen.

Andreas Püttmann:

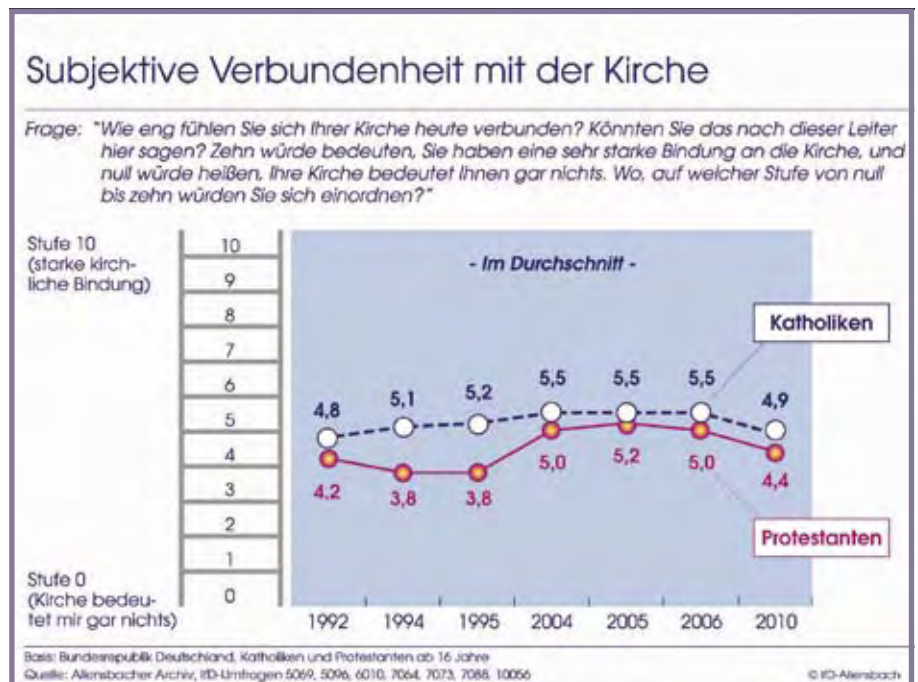
Im Wesentlichen „medienfremd“

Wenn Journalismus auf Wirklichkeit trifft: Beim Mediensymposium des „Instituts für Gesellschaftswissenschaften“ in Bonn stritten der katholische ZDF-Chefredakteur Peter Frey und der evangelische Kommunikationswissenschaftler Norbert Bolz über die mediale Darstellung von Kirche

„Eine schonungslose, selbstkritische Analyse“ nach dem Missbrauchsskandal forderte ZDF-Chefredakteur Peter Frey, Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, beim diesjährigen Medien-Symposium des „Instituts für Gesellschaftswissenschaften Walberberg“ in Bonn von seiner Kirche. Er beklagte ein „Durcheinander“ im Krisenmanagement der deutschen Bischöfe, die trotz der vorangegangenen Skandale in anderen Ländern offensichtlich „unvorbereitet“ und „zu uneinig, um sich medial effektiv zu präsentieren“ in die Affäre hineingestolpert seien. Auch der kraftvolle, „monumentale“ Papst Johannes Paul II. habe beim Missbrauch weitgehend „versagt“; jedenfalls sei das Thema von seinem eher „zerbrechlichen“ Nachfolger Benedikt XVI. klarer, strenger und empathischer angesprochen worden – wenn auch nicht gebührend auf seine deutsche Heimat bezogen. Der Priester stehe mit seinem Zölibat heute in der deutschen Gesellschaft als bestenfalls „kuriöse“ Figur da, die Kirchengastritte schnellten nach oben und trafen mit geschätzten 180.000 im Jahr 2010 wohl erstmals stärker die katholische Kirche. Und das in einer Situation, wo die Abstoßungsaffekte der modernen Welt gegenüber der Religion doch „nicht mehr so groß“ seien wie früher.

Eine wieder religiöser werdende Gesellschaft und eine versagende katholische Kirche mit einem zölibatsverdorbenen Klerus – so einfach sieht also die Welt des Chefs der Mainzelmännchen aus. Völlige Fehl-

Ahnungslos verständlich zu machen, was die Aufhebung einer Exkommunikation überhaupt bedeutet (und was nicht), oder wie hoch der Prozentsatz kindesmissbrauchender Priester und sonstiger Kirchen-



anzeige offenbarte Frey beim Thema „selbstkritische Analyse“ der Medien. Dabei gab es hier in der Skandalberichterstattung 2009 und 2010 erst recht einiges „Durcheinander“, das der Erwähnung wert gewesen wäre: So wurde in einer „ARD-Extra“-Sendung zum Piusbrüderskandal – in der Primetime gleich nach der Tagesschau – der Traditionalistenbischof Lefebvre von deutschen Qualitätsjournalisten versehentlich zum „Kardinal“ erhoben, und die „Frankfurter Rundschau“ online titelte: „Papst soll zu Odenwald Stellung beziehen“ – während niemand sich die Mühe machte, der Masse der

mitarbeiter nach Erkenntnissen der Kriminologen wirklich ist – nämlich „verblüffend gering“, wie Kriminalpsychiater Hans-Ludwig Kröber gegenüber „Cicero“ (31.3.2010) erklärte. Der Moderator des Podiums und Institutsleiter, Professor Wolfgang Ockenfels (Trier), wies denn auch sichtlich genervt Freys Attacken auf den Zölibat mit der Bemerkung Professor Kröbers zurück, man werde „eher vom Küssen schwanger als vom Zölibat pädophil“.

Von Freys subjektiv gefärbtem Lamento hob sich der zweite, analytischere Vortrag von Allensbach-Pro-

wie wird sie dargestellt

jektleiter Michael Sommer deutlich ab. Er bestätigte den Eindruck einer religiösen Renaissance nicht: Nur 41 Prozent der Deutschen stufen sich selbst als „religiöser Mensch“ ein (1996: 47%), unter den 16-29-jährigen ist es sogar nur noch etwa jeder Vierte. Das Interesse („sehr“ oder „ziemlich“) an kirchlichen Themen ging seit 1999 von 37 auf 33 Prozent zurück, wobei die reformkatholischen „kritischen Kirchenverbundenen“ sich übrigens viel desinteressierter an einschlägigen TV- oder Radiosendungen zeigen als die „gläubi-

strich den starken Zusammenhang zwischen der persönlichen Religiosität und dem Kirchenaustritt. Konfessionsmitglieder, denen Religion unwichtig ist, spielten schon zu 69 Prozent mit dem Gedanken an einen Austritt, jene, denen die Religion „sehr wichtig“ ist, aber nur zu 9 Prozent. Die Kirchenkrise folgt ganz offenkundig einer Glaubenskrise. Daher liegt dem bislang weit größeren Aderlass der evangelischen Kirchen wohl auch eine geringere Religiosität der deutschen Protestanten zugrunde: Sie beschreiben sich heute zu 53

derheit“ der Priester Kinderschänder seien. Auf eine Frage aus dem Publikum, ob Frey diesen Umfragebefund nach monatelanger medialer Berichterstattung und Kommentierung für einen Fall „gelungener Aufklärung“ oder nicht doch für das Resultat einer Desinformation, die die Realität mehr verzerrt als maßstabgetreu abgebildet habe, blieb der Chefredakteur zunächst eine Antwort schuldig. Erst auf insistierende Nachfrage ordnete er die weit überschätzte Verbreitung von Missbrauch in der Kirche wiederum – wir ahnen es schon – der Unzulänglichkeit kirchenamtlicher Kommunikation zu. Für die problematische Rolle von Konsonanz und Kumulation in der Konstruktion medialer Wirklichkeit zeigte sich der ZDF-Chef uneinsichtig. Das prominente ZdK-Mitglied wollte sich seine kirchenpolitische „Reform“-Agenda partout nicht durch Daten und Argumente kaputt machen und den Missbrauchskandal als Hebel gegen den Zölibat und die rigide Sexualmoral nicht entwinden lassen.

Gegen eine so resistente Gesinnung musste denn auch der vom Publikum gefeierte Vortrag des Medienwissenschaftlers Norbert Bolz wie vergebene Liebesmüh wirken. Der Berliner Professor, als Lutheraner katholischer Apologie unverdächtig, führte die Probleme der Kirche mit den säkularen Medien grundsätzlich auf drei Faktoren zurück: 1. eine niedrige Komplexitätsschranke des Leitmediums Fernsehens, an welcher die anspruchsvolle christliche Glaubens- und Morallehre allzu leicht scheitere; 2. der mediale Negativismus, dem „die gute Nachricht“ (wie jene des Evangeliums) stets uninteressanter erscheine als die schlechte; 3. die mediale Neophilie, welcher die uralte, wesentlich und naturgemäß konstante Institution Kirche mit ihrer tradierten Lehre wenig „Neues“ anzubieten habe. Im Wesentlichen sei das Christentum – jedenfalls auf die elektronischen Medien bezogen – von Natur aus ziemlich „medienfremd“.



gen Kirchennahen“. Rückläufig ist auch die subjektive Verbundenheit der Katholiken mit der Kirche: auf einer Skala von 0 („Kirche bedeutet mir gar nichts“) bis 10 („starke kirchliche Bindung“) von 5,5 (2006) auf 4,9 (2010). Dass hier der Rückgang unter deutschen Protestanten (von 5,0 auf 4,4) ebenso stark ausfällt und dass Protestanten auch 2010 häufiger als Katholiken (38 zu 30 Prozent) bekundeten, schon einen Kirchenaustritt erwogen zu haben, lässt sich mit Freys in der katholischen Hierarchie und Kirchenordnung fixierten Erklärungsmustern schwerlich vereinbaren. Sommer hingegen unter-

Prozent als „religiöser Mensch“, die Katholiken zu 59 Prozent. Vor drei Jahren war der Unterschied größer (55 zu 67 Prozent).

Auch in Sachen Missbrauchskandal wurde Freys dichotomisches Szenario – hie eine verstockte Kirche, da vorbildlich aufklärende Medien – durch Sommers empirischen Befund fragwürdig. So meinte im Juni 2010 fast jeder zweite Deutsche (47%), „dass Kindesmissbrauch unter Priestern in der katholischen Kirche weit verbreitet ist“; nur 36 Prozent vertraten die tatsächlich zutreffende Einschätzung, dass „nur eine kleine Min-

Problemverschärfend wirke das überkommene Selbstverständnis der Medien als Erben und Repräsentanten der Aufklärung, inklusive ihres radikalen Antiklerikalismus. Nach der Wahl des konservativen Kardinals Joseph Ratzinger zum Papst sei das Milieu der Medienmacher zunächst in eine „Schockstarre“ verfallen. Die Missbrauchsfälle boten sich dann als „outlet für Antiklerikalismus“ bestens an, um die „Kirche als Ärgernis“ wieder zum „Haupt- und Dauerobjekt medialer Skandalisierung“ zu degradieren. Zu-

gleich gefielen sich die Journalisten in der Rolle von „Präzeptoren“, die genau wüssten, was die Kirche tun solle. Ihr notorischer Rat, sich gefälligst anzupassen, sei jedoch falsch. Die heutige Krise der Kirchen in Deutschland erscheine ihm sogar mehr als Folge einer Überanpassung denn einer versäumten Anpassung. Darauf weise das Schicksal der evangelischen Kirche hin, die seit Jahrzehnten einen „Fetischismus der Sozialoffenbarung“ pflege, in dessen Stellungnahmen „fast alles inkompetent“ und bloß

„politically correct“ sei. Dagegen habe sich die vermeintliche Unzeitgemäßheit und „göttliche Halsstarrigkeit“ als Erfolgsgeheimnis der beiden letzten Päpste erwiesen. „Nichts ist subversiver als die Transzendenz“, betonte Bolz und empfahl den Kirchen als Gegenprogramm zu den medial propagierten „Boutique-Religionen“ ein Festhalten am Absoluten.

Die demoskopischen Werte der katholischen Kirche als moralische Instanz und Sinnstifter haben sich

„Lieber Bruder Journalist, liebe Schwester Journalistin...“

Was die „New York Times“ nicht veröffentlichte

Der Salesianerpater Martin Lasarte aus Uruguay arbeitet in Angola. Am 6. April des vergangenen Jahres schrieb er einen Brief und adressierte ihn an die nordamerikanische Zeitschrift „The New York Times“. In ihm drückt er seine Empfindungen aus gegenüber der Welle in den Massenmedien, die ausgelöst wurde durch sexuelle Missbräuche einiger Priester, während ihn die Interesslosigkeit überrascht, die die Arbeit von Tausenden Priestern und Ordensleuten in den Massenmedien findet. Was er an die New York Times schrieb und dort nicht veröffentlicht wurde, könnte er auch den Medien in Deutschland mitteilen.

Lieber Bruder Journalist und Schwester Journalistin! Ich bin ein einfacher katholischer Priester. Ich bin stolz auf diese meine Berufung und bin in ihr glücklich. Seit zwanzig

Jahren lebe ich als Missionar in Angola. Ich empfinde großen Schmerz durch das schwere Übel, dass Personen, die Zeichen der Liebe Gottes sein müssten, ein Dolch im Leben von Unschuldigen sind. Es gibt keine Worte, die diese Handlungen rechtfertigen würden. Es gibt keinen Zweifel, dass die Kirche nur auf der Seite der Wehrlosesten stehen kann. Deshalb werden alle Mittel, die unternommen werden, um die Würde der Kinder zu schützen und vorzubeugen, immer absoluten Vorrang haben.

Ich sehe in vielen Massenmedien, besonders in ihrer Zeitschrift (New York Times), eine Aufblähung des Themas in aufreizender Form. Einige journalistische Beiträge sind gemäßigt und ausgeglichen, andere übertrieben und voll von Vorurteilen und sogar Hass. Es ist seltsam, wie wenig Aufmerksamkeit und Interesse man an Tausenden Priestern hat, die ihr Leben aufbrauchen im Dienst an Tausenden

von Kindern, Heranwachsenden und am wenigsten Begünstigten in den vier Ecken der Welt.

Ich glaube, Ihr Informationsblatt interessiert nicht, dass ich im Jahre 2002 viele unterernährte Kinder von Cangumbe a Lwena (Angola) auf verminten Wegen transportieren musste, weil sich die Regierung nicht dafür bereit erklärte und die Mitglieder der NGOs [Nichtregierungsorganisationen] nicht dafür autorisiert waren; dass ich –zig kleine Tote begraben musste von solchen, die wegen des Krieges vertrieben wurden und von solchen, die dann wieder zurückgekehrt sind; dass wir Tausenden von Personen das Leben gerettet haben in Moxico mit nur einem Gesundheitsposten auf 90.000 qkm, ebenso durch die Verteilung von Nahrungsmitteln und Samen; dass wir in den letzten zehn Jahren Erziehung angeboten haben und Schulen für mehr als 110.000 Kinder...

Es ist nicht von Interesse, dass wir, mit anderen Priestern, etwa 15.000 Personen in ihrer humanitären Not in Kriegslagern zu Hilfe kommen mussten, nachdem man sie aufgegeben hatte, weil die Nahrungsmittel der Regierung und der UNO nicht an ihr Ziel gelangt sind.

wie wird sie dargestellt

derweil wieder etwas erholt: Die Zustimmung deutscher Katholiken zur Allensbacher Indikатораussage: „Die Kirche kann Antwort geben auf moralische Probleme und Nöte des Einzelnen“, die zwischen März und Juni 2010 von 40 auf 30 Prozent abgesackt war, lag im Februar 2011 schon wieder bei 37 Prozent; relevante Antworten „auf Fragen nach dem Sinn des Lebens“, erwarten nach einem Rückgang von 60 auf 50 Prozent jetzt wieder 58 Prozent von ihrer Kirche. Selbst um die wahrgenommene „Zeitgemäßheit“ der Kir-

che steht es gar nicht so schlecht: Auf einer Skala von 1 („passt überhaupt nicht in unsere Zeit“) bis 10 („passt sehr gut in unsere Zeit“) sank die Positionierung (west)deutscher Katholiken zwischen 1979 und 1999 von 6,4 auf 4,8. Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts stieg sie wieder auf 5.0 (2002) und jetzt 5.2 an. Eine religiöse Erziehung erscheint fast 70 Prozent der Katholiken „für Kinder wichtig“, was mehr sind als in den 80er und 90er Jahren. Und tatsächlich heben sich religiöse junge Deutsche in dem, was ihnen „im Le-

ben wichtig“ erscheint, recht positiv von nicht religiösen ab: Ausgeprägter ist ihr Wertebewusstsein insbesondere bei den Lebenszielen „für die Familie da sein“ (84 zu 66 Prozent), „Kinder haben“ (67:42), „Menschen helfen, die in Not geraten“ (68:41), „Verantwortung für andere übernehmen“ (47:26), „Auseinandersetzung mit Sinnfragen des Lebens“ (36:16) sowie „aktive Teilnahme am politischen Leben“ (11:5) – womit der Demoskop wieder bei den „good news“ für die Kirchen war, über die man in den Medien weniger hört. □

Es ist keiner Nachricht wert, dass ein Priester mit 75 Jahren, Pater Roberto, nachts durch die Stadt Luanda lief, um sich um die Straßenkinder zu sorgen, sie in ein Haus zu bringen, das sie aufnimmt, um sie von Benzin zu entwöhnen; der Hunderten von Gefangenen das Lesen beibrachte; dass andere Priester, wie Pater Stefano, Durchgangshäuser haben für Minderjährige, die Missbrauch erlitten und sogar Gewalt, und irgendwo Zuflucht suchen.

Ebenfalls interessiert nicht, dass Bruder Maiato mit seinen 80 Jahren von Haus zu Haus geht, um die Kranken und Verzweifelten zu stärken.

Es ist ebenfalls keiner Nachricht wert, dass mehr als 60.000 der 400.000 Priester und Ordensleute ihre Heimat und Familie verlassen haben, um ihren Brüdern in einer Leprastation zu dienen, in Krankenhäusern, Flüchtlingslagern, Waisenhäusern für Kinder, die der Zauberei angeklagt werden oder deren Eltern an AIDS gestorben sind, in Schulen für die Ärmern und in Berufsschulen ..., oder, vor allem in Pfarreien und Missionsstationen, in denen sie den Menschen Mut zum Leben und Lieben vermitteln.

Es ist keiner Nachricht wert, dass mein Freund Pater Marcos Aurelio Jugendliche von Kalulo nach Don-do transportiert hat, um sie während des Krieges in Angola zu retten, und dass er bei seiner Rückkehr zur Missionsstation auf dem Weg er-

sten der Gemeinde, der er dient. Die Wahrheit ist, das wir keine Schlagzeilen machen wollen, sondern einfach die Frohe Botschaft bringen wollen, die ohne großes Aufsehen in der Weihnachtsnacht und in der Osternacht begann.



schossen wurde; dass Br. Francisco mit fünf Katechistinnen bei einem Verkehrsunfall starben, als sie in eine sehr abgelegene Gegend Hilfe bringen wollten; dass -zig Missionare in Angola wegen einer einfachen Malaria gestorben sind, nur weil es an ärztlicher Hilfe gefehlt hat; dass andere beim Besuch ihrer Verwandten aufgrund einer Mine in die Luft geflogen sind ... Auf dem Friedhof von Kalulo liegen die Gräber der ersten Priester, die in diese Gegend kamen ... Keiner wurde älter als 40 Jahre.

Es ist keiner Nachricht wert, das Leben eines „normalen“ Priesters in seinem Alltag zu begleiten, in seinen Schwierigkeiten und Freuden, aufgezehrt von einem Leben zugun-

Ein Baum, der fällt, macht mehr Lärm als ein ganzer Wald, der wächst.

Ich will keine Verteidigung der Kirche und der Priester schreiben. Der Priester ist weder ein Held noch ein Neurotiker. Er ist ein einfacher Mensch, der mit seiner Menschlichkeit Jesus zu suchen und seinen Brüdern und Schwestern zu dienen versucht. Es gibt in seinem Leben Nöte, Armut und Gebrechlichkeiten wie in jedem menschlichen Leben, aber auch Schönes und Gutes wie bei jedem Geschöpf.

Deshalb bitte ich Sie nur, lieber Freund Journalist, dass Sie die Wahrheit suchen, das Gute und Schöne. Das macht Sie edel in Ihrem Beruf. □

Theater und Wirklichkeit

Frau Merkels Freude, die Empörung der Gutmenschen und die Lage der Christen im Vorderen Orient

Ein dummer Satz machte alle ganz plötzlich zu fabelhaften Christen. Er stammt von Bundeskanzlerin Angela Merkel und lautet: „Ich freue mich darüber, dass es gelungen ist, Bin Laden zu töten“. Vor allem bei Rotgrün löste diese Freude gutmenschliches Entsetzen aus. Schnell mutierten Grünen-Politiker wie Renate Künast oder Jürgen Trittin und natürlich auch der SPD-Chef Sigmar Gabriel zu christlichen Laienpredigern. Ein Christ dürfe sich nicht über den Tod eines Menschen freuen; Freude über den Tod eines Menschen sei eines Christen unwürdig, etc.. Die Begründung für die Freude wurde geflissentlich übersehen, sie lautete: „Osama Bin Laden gab vor, im Namen des Islam zu handeln, in Wirklichkeit jedoch verhöhnnte er die Grundwerte seiner und aller anderen Religionen“. Das war zwar sachlich falsch (der orthodoxe Islam gebietet in der Tat das Töten von Nicht-Muslimen) aber politisch nicht verwertbar, und deshalb blieb dieser Satz unkommentiert. Die „Freude“ aber konnte man verwerten von der Warte des moralisch hoch und höher stehenden grünen und roten Gutmenschen. Außerdem konnte man sich als den besseren Christenmenschen definieren, besser als die Vorsitzende der C-Partei. Das war die momentane und befristete Konversion schon wert.

Keine Frage: Die Kanzlerin hat Unsinn geredet. Das ist zum einen ihren mangelnden rhetorischen Fähigkeiten zuzuschreiben. Ihre Statements, ihre Rede sind oft substanzlos. Vermutlich wollte sie das sagen, was ihr britischer Amtskollege, Premier David Cameron so ausdrückte: „Osama Bin Laden war verantwortlich für die schlimmsten terroristischen Gräueltaten, die die Welt je gesehen hat. Die Nachricht, dass er tot ist, wird den Menschen weltweit große Erleichterung brin-

gen.“ Auch das ist keine rhetorische Glanzleistung, aber politisch korrekt und unangreifbar. Eine angemessene und wohl die klügste und umfassendste Bemerkung kam von dem Philosoph Robert Spaemann: „Die Verhinderung weiterer Straftaten und die Gewissheit, einen gefährlichen Feind ausgeschaltet zu haben, ist für mich ein Grund zur Genugtuung. Über den Tod eines Menschen darf man als Christ keine Freude empfinden. Die Verfolgung Osama Bin Ladens halte ich auch unter Umgehung der Souveränität Pakistans für gerechtfertigt. Seine Tötung nur, wenn keine andere Möglichkeit bestand. Daran habe ich meine Zweifel. Der Rachegeanke sollte heute keine Rolle mehr spielen. An seine Stelle ist im Lauf der letzten Jahrtausende das Prinzip der Strafe getreten.“

Spaemann verbindet hier moralische und politische Elemente. Und er zeigt en passant den Rechtsfanatikern, die es leider auch im katholischen Lager gibt und die jetzt erneut auf „die Amerikaner“ einschlagen, die Grenzen des Rechts auf. Die nationale Souveränität eines Staates kann nicht höher stehen als die Verfolgung eines Verbrechers, der bewusst und wiederholt auf der ganzen Welt gegen fundamentale Menschenrechte verstößt. Hier hat das Völkerrecht eine klare Grenze, die schon die Väter des Völkerrechts wie Suarez, Las Casas und andere im 16. Jahrhundert erkannt hatten. Wäre es anders, käme der „Nation“ ein gottähnlicher Status zu. Denn die Menschenrechte gründen letztlich in der Geschöpflichkeit des Menschen und damit im Willen Gottes. Von der Nation lässt sich solches schwerlich behaupten, jedenfalls kann man diesen geschichtlich-politischen Begriff nicht gleichberechtigt gegen die Menschenrechte ausspielen.

Unabhängig von diesem eher akademischen Geplänkel sind zwei Bemerkungen zu machen. Zum einen ist die Kritik an Merkel aus dem rotgrünen Lager schon deshalb widerlich, weil gerade in diesem Teil des politischen Establishments die Tötung unschuldiger und wehrloser Kinder im Mutterleib keine Rolle spielt, der Ter-



Das Kreuz gemeinsam tragen: Der Glaube an Kreuz und Auferstehung verbindet West und Ost, ohne Hilfe aus Europa könnten die Christen in den islamischen Ländern nicht überleben – und ihr Gebet und Opfer ist Saat für die gesamte Christenheit.

rorist Osama dagegen nun plötzlich zu einer Art Opfer hochstilisiert wird, nur um der Kanzlerin zu schaden. Das ist Heuchelei pur. Zum anderen ist die Äußerung Merkels nicht nur moralisch bedenklich oder gar verwerflich, sondern vor allem dumm. Sie gefährdet die Christen in islamischen Ländern.

Gerade in Pakistan, wo es sehr einfach ist, mittels des Blasphemie-Paragrafen unschuldige Christen anzuklagen und in den Tod zu treiben. Es grenzt an ein Wunder, dass die aufgebrachtsten Radikalen und Hassprediger ihren Protest wegen des Tods des Terroristengurus noch nicht auf die Christen gelenkt haben. Sicher ist das auch dem klugen Verhalten der pakistanischen Christen zu verdanken, die sich in solchen Zeiten mit emotionalen Bekenntnissen und Bekundungen sehr zurückhalten. Sie wissen, dass die religiösen Eiferer im Geburtsland der Taliban nur auf solche Äußerungen warten, um auf die verhassten Ungläubigen einzuschlagen.

Auch die Kopten in Ägypten verhalten sich klug. Der Patriarch der katholisch-koptischen Christen in Alexandria, Antonios Kardinal Na-

ler Kirchen, die der Militärregierung übermittelt werden sollte und in der ernsthafte Maßnahmen gefordert werden, um gewaltbereiten Gruppierungen in aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Das Oberhaupt der koptisch-katholischen Kirche drückte die Hoffnung aus, dies werde „dem Wohle des Landes dienen“. Die Militärregierung des Landes nehme das Problem der extremistischen Gewalt mittlerweile ernst. Zum ersten Mal sei es nach derartigen Angriffen auch zu Verhaftungen gekommen. Zu Beginn der Revolution vom 25. Januar dieses Jahres habe es zwischen Christen und Muslimen keine Differenzen gegeben, sondern sie seien sich in ihren Zielen und Forderungen einig gewesen, unterstrich Naguib. Bereits zwei Wochen später hätten jedoch Extremisten angefangen, dominieren zu wollen, und

der Tat waren erst Anfang Mai wieder bei Angriffen auf koptische Kirchen in Kairo zwölf Menschen getötet und 200 verletzt, drei Gotteshäuser niedergebrannt, vierzehn Häuser zerstört und zahlreiche Geschäfte geplündert worden.

Solch „hoffnungsvolle“ Äußerungen des Patriarchen sind diplomatisch zu verstehen. Er hofft, die Muslime dadurch zu besänftigen. Die Hoffnungen könnten sich als Illusion erweisen. Seit Monaten nehmen die Übergriffe der Salafisten an Schärfe zu. Die Revolution am Nil hat ihnen Auftrieb gegeben. Nüchterne Islam-Experten wie der Nestor der Islamwissenschaft in Deutschland, Professor Tilman Nagel, prognostizierten schon vor dem Sturz Mubaraks eine stärkere Islamisierung des Landes. Die Tendenz ist seit dem Sturz auch für politische Beobachter und Islam-Laien nicht zu verkennen. Zuviele Kirchen werden abgebrannt, zu viele Morde werden im Namen Allahs an den Christen begangen, und das unter den Augen der Polizei. Wenn der Patriarch jetzt davon spricht, dass erstmals Islamisten verhaftet worden seien, dann heißt das genau dies: Bisher war die Polizei untätig. Und was mit den Verhafteten geschieht, ob sie überhaupt in Haft bleiben, entzieht sich der Kenntnis der koptischen Stellen.

Es wird weitere Übergriffe geben. Die Salafisten erfinden viele Gerüchte, um einen Grund für ihre Angriffe zu haben. So war es auch Anfang Mai. Sie erfanden eine Entführung zweier Frauen, die angeblich zum Islam konvertiert waren, heirateten und dann von ihren früheren koptischen Familien entführt worden seien. Auf der Suche nach ihnen stürmten sie die Kirche des Heiligen Mina in Imbaba, so wie sie schon im vergangenen März die Kirche der Heiligen Mina und Georg in Soul (Provinz Atfih – Giza) zerstört hatten. Anfangs konnten die Jugendlichen der Gemeinde verhindern, dass die Salafisten in die Kirche gelangten. Kurze Zeit später standen Abertausende vor der Kirche, mit Schusswaffen und Molotowflaschen in den Händen. Der Pfarrer rief die zuständigen Wächter und Hausmeister an und schärfte ihnen ein, auf keinen Fall das Tor zu öffnen. Durch Schüsse brachen die Salafisten das Schloss, drangen ein und zerstörten die Kirche. Auch wenn die Medien in Ägypten



Der erste Schritt zur Stärkung der Kirche: Die persönliche Beichte (hier beim Weltjugendtag in Köln). Denn nur wenn die Christen persönlich stark sind, können sie auch der Verfolgung widerstehen und den verfolgten Brüdern und Schwestern beistehen.

guib, sprach trotz der Übergriffe von Salafisten (islamistische Eiferer) von Zeichen der Hoffnung. Gegenüber dem internationalen katholischen Hilfswerk „Kirche in Not“ verwies er auf eine gemeinsame Erklärung des Präsidenten der sunnitischen Al Azhar-Universität mit Vertretern al-

es sei zu Akten der Gewalt gegenüber Christen gekommen. Die Gewaltbereitschaft nehme bei jedem Übergriff zu. Die Wurzel derartiger Übergriffe liege darin, dass extremistische Salafiten „Banditen von der Straße“ dazu bringen würden, sich ihnen anzuschließen und sie zu unterstützen. In

den Überfall vertuschten und verdrehen, die Säulen, Wände und Böden bis zum fünften Obergeschoss schweigen nicht. Man fand den Leichnam eines der Wächter der Kirche namens Salah: verkohlt.

Die Salafisten haben ein konkretes Ziel: Sie wollen die koptischen Ureinwohner Ägyptens, die schon Jahrhunderte vor dem Islam am Nil lebten, vertreiben. Ägypten soll „christenrein“

ken, zwar nicht so dramatisch, weil die Christen dort in ihren Wohngebieten zur Selbstverteidigung greifen. Aber der Druck der Hisbollah ist ständig gestiegen. Überall im Nahen und Mittleren Osten leben Christen unter ständiger Gefahr für Leib und Leben. Dass es ihnen unter Diktaturen wie Saddam oder Mubarak besser ging als heute, lag nicht an einer Christenfreundlichkeit der Diktatoren, sondern entsprang dem kühlen Kalkül, dass die allermei-

Samir Nassar, spricht in diesem Sinn von „vierzig Jahren totalen Friedens“ und bittet die Christen in Europa um ihr Gebet: Damit die christlichen Minderheiten in Syrien, „die dort seit den Anfängen des Christentums zuhause sind, die Freiheit der Religionsausübung, des Zeugnisses und der Evangelisierung“ beibehalten dürfen. Damit man für die „sozialen Spannungen Lösungen findet im brüderlichen Dialog und ohne Gewalt“. Damit die „Brüderlichkeit unter den Muslimen Wege findet zu gegenseitigem Respekt im nationalen Rahmen“. Damit „die stagnierende Wirtschaft nicht zu weiterer Arbeitslosigkeit unter den jungen Menschen führt und diese im Land bleiben können“. Damit „das Blut der Unschuldigen Samen des Friedens in Syrien, Wiege der Zivilisation und des Christentums, werde und sein Gesicht der Toleranz und des Zusammenlebens wieder finde.“ Manche Punkte in dem Gebetsaufruf gelten eher für den Libanon als für Syrien. Einem maronitischen Bischof kann man das nicht verdenken. Die Maroniten, die größte mit Rom unierte Kirche des Orients, stammen aus Syrien, haben aber seit dem fünften Jahrhundert ihre Siedlungsgebiete im Libanon.



Ureinwohner Ägyptens: Schon Jahrhunderte vor dem Islam lebten die Kopten am Nil. Der radikale Islam will sie vertreiben.

werden, wie der französische Geopolitologe und Islamkenner Alexandre del Val schreibt. Unter Mubarak hatten sie mehr Freiheit und Sicherheit. Nicht weil der diktatorisch regierende Präsident die Christen besonders mochte, sondern weil er wusste, dass sie gegenüber den Fanatikern ein mäßigendes Element der ägyptischen Gesellschaft sind. Unter der Militärjunta aber hat sich das Klima deutlich gewandelt. Salafisten und Muslimbrüder gewinnen Oberwasser. Sie werden als die eigentlichen Sieger aus den Wahlen im Herbst hervorgehen, weil sie besser organisiert sind als die neuen, oft in sich zerstrittenen Parteien. Und weil die Armee selbst von den Muslimbrüdern bis in höhere Ränge unterwandert ist.

Die radikalen Islamisten in Ägypten haben ein Beispiel vor Augen: Irak. Dort hat sich die Zahl der Christen seit dem Sturz des Regimes Saddam mehr als halbiert. Anschläge, Entführungen, Morde, Brandschatzungen der Kirchen haben viele Christen in die Flucht getrieben. Wer gehen konnte, der ging. Auch die neue Regierung kann die christliche Minderheit kaum schützen. Sie hat Mühe, sich selbst zu schützen. Auch im Libanon ist die Zahl der Christen in den letzten Jahren gesun-

sten Christen loyale Bürger sind und Gewalt verabscheuen. Sie sind keine Gefahr für das Regime. Anders verhält es sich mit den Islamisten. Ihr religiöser Fanatismus hat auch politische Ziele. Für sie sind Politik und Religion untrennbar verbunden. Ein Regime, das etwa die Scharia missachtet oder gar westliche Werte wie Menschenrechte vertritt und somit nicht auf islamistischer Linie liegt, wird von den Radikalen bekämpft. Und zu diesem Kampf gehört auch die Verfolgung und Vertreibung nicht-muslimischer Minderheiten.

Ein ähnliches Schicksal droht den Christen deshalb auch in Syrien. Dort hat das alawitische Assad-Regime die Christen halbwegs gewähren lassen, weil die Minderheit der Alawiten selbst nur zehn bis zwölf Prozent der Bevölkerung stellt und je mehr Minderheiten im Land leben, umso geringer wird der Einfluss der sunnitischen und fundamentalistischen Mehrheit. Das war auch einer der Gründe, weshalb das Regime Assad den Libanon in das eigene Staatsgebiet einverleiben und zu einem Teil Großsyrien machen wollte. Mit dem Schutz des Regimes könnte es bald vorbei sein. Die Diktatur Assad wankt. Der maronitische Erzbischof von Damaskus,

Angesichts dieser realen Verfolgung mutet die deutsche Debatte nach dem Tod Osama Bin Ladens wie ein absurdes Theater an. Renate Künast wirft der Kanzlerin vor, nicht mehr zwischen wertem und unwertem Leben unterscheiden zu können. Für Osama war das klar: christliches Leben war unwertes Leben. Für seine Jünger gilt das auch heute. Denn die Lehre Osamas propagierte als strategisches Prinzip das Morden um des Mordens Willen, erhob die wahllose Vernichtung einer möglichst großen Zahl von Menschen zum legitimen Mittel seines wahnhaften Kampfes für die „islamische Weltherrschaft“. Frau Künast und ihre Genossen sollte lieber schweigen, und die Kanzlerin sollte, statt auf demoskopische Befunde zu schielen und dementsprechend Freude oder Bedauern über ein Ereignis auszudrücken, lieber mit den andern Regierungschefs in Europa darüber beraten, wie man den Christen in islamischen Ländern im Namen der universalen Menschenrechte, die ja auch von den arabischen Staaten anerkannt wurden, zu einem würdigen und freien Leben verhelfen kann. □

Wie katholisch ist die Priesterbruderschaft St. Pius X?

Im Mitteilungsblatt der Priesterbruderschaft St. Pius X für den deutschen Sprachraum, Nr. 388, Mai 2011 findet sich unter „Glaubens- und Kirchenkrise“ ein Beitrag von Pater Karl Stehlin FSSPX vom Priorat Warschau mit dem Titel „Die unselige Seligsprechung von Papst Johannes Paul II.“ Im Bericht von Pater Karl Stehlin FSSPX wird u.a. die Frage gestellt, ob das „ganze Leben“ und alle Handlungen Johannes Paul II. einer ausreichenden objektiven Prüfung unterzogen wurden. „Ein zweites großes Problem von erheblicher Tragweite besteht in der fehlenden Objektivität bei der Durchführung des Prozesses selbst“, so Pater Stehlin. Weiter behauptet der Autor, Papst Johannes Paul II. habe Handlungen ausgeführt und Erklärungen abgegeben, „die sich mit dem ersten Gebot nicht vereinbaren lassen“. Dies wird damit begründet, dass „der Papst den Koran geküsst hat“. Schließlich werden Johannes Paul II. in diesem Kontext „persönliche Zusammenkünfte, die ökumenischen Gottesdienste sowie

Auf dem Prüfstand

interreligiöse Gebetstreffen“ (Assisi) vorgehalten.

Der Text von Pater Stehlin, gibt, abgedruckt im Mitteilungsblatt der Priesterbruderschaft Pius X., nicht einfach eine private Meinung wieder. Er ist jedenfalls nicht als solcher gekennzeichnet. Die Vorwürfe von Pater Stehlin sind gravierend. Es wird die Objektivität des Verfahrens der Seligsprechung und der heroische Tugendgrad von Johannes Paul II. und somit das Urteil insgesamt, das Papst Benedikt XVI. Kraft seiner höchsten Lehrautorität gefällt hat, in Zweifel gezogen.

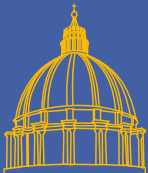
Die Priesterbruderschaft St. Pius X. muss wissen, dass sie damit die

Gespräche mit Papst Benedikt XVI., der ihr schon bisher bis an die Grenzen des Möglichen entgegengekommen ist, erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht hat. Wenn Pater Stehlin mit seinen Ausführungen die Meinung der Leitung der Priesterbruderschaft St. Pius X. wiedergibt – was anzunehmen ist – „dann stellt sie sich über das oberste Lehramt der katholischen Kirche.

Die Frage „Wer gehört zur katholischen Kirche?“ beantwortet der Jugendkatechismus der katholischen Kirche (Youcat, Ziff. 134): „Zur vollen Gemeinschaft der katholischen Kirche gehört, wer sich in Einheit mit Papst und Bischöfen durch das Bekenntnis des katholischen Glaubens und den Empfang der Sakramente an Jesus Christus bindet.“ [836 bis 838] In der vollen Gemeinschaft steht also nicht, wer die oberste Lehrautorität des Papstes infrage stellt, z.B. weil ihm die Bereitschaft zur Unterordnung und die nötige Demut fehlen.

Hier zeigt sich wieder einmal, was wir von Spaltungen in der Kirchengeschichte kennen, dass selbst die weitgehende inhaltliche Übereinstimmung, z.B. in den Sakramenten eine Einigung nicht erleichtern muss.

Hubert Gindert



Forum Deutscher Katholiken

Eine konzertierte Aktion für das Leben und gegen PID!

In der Debatte um die Präimplantationsdiagnostik (PID) im Deutschen Bundestag wurde am 14. April 2011 unterschieden zwischen lebenswertem und lebensunwertem Leben. Der Bundestag hat hierzu noch keinen Beschluss gefasst. Das bedeutet eine große Chance, durch Aufklärung und Information vor der endgültigen Abstimmung im Bundestag den Vorrang menschlichen Lebens vor allen humanistisch verbrämten Nützlichkeitsabwägungen deutlich zu machen.

Diese Chance darf nicht ungenutzt verstreichen! Denn dieses Abstimmungsergebnis wird über PID hinaus Folgen für das Bewusstsein von der Schutzwürdigkeit menschlichen Lebens haben.

Wir brauchen eine konzertierte Aktion, in der alle, denen das ungeschmälerte Recht auf Leben ein Anliegen ist, an einem Strang ziehen, unabhängig von parteipolitischen Präferenzen und sonstigen Bindungen. Gefordert ist jetzt eine große Koalition für das Leben! Das

Forum Deutscher Katholiken fordert auf, die Abgeordneten und die Medien für den Lebensschutz zu gewinnen.

Prof. Dr. Hubert Gindert,
Forum Deutscher Katholiken

Was können wir tun? Wir können uns an die Abgeordneten wenden, die sich noch nicht entschieden haben. Hier der Link zur Abgeordnetenliste: http://forum-deutscher-katholiken.de/pdf/Abgeordnete_PID.pdf

Empfehlenswerte Bücher



Wilhelm Overhoff: Der große Paradigmenwechsel, MGS-Verlag, ISBN: 3-9806247-3-0

In Europa verdunstet der christliche Glaube. Seit Jahren suchen Theologen und Laien, die Jesus Christus und seine Kirche lieben, nach den Ursachen dieser traurigen Entwicklung.

Einer dieser Laien war der leider früh verstorbene Diplomingenieur Wilhelm Overhoff. Er hinterließ ein Buch mit dem Titel „Der große Paradigmenwechsel – Schöpfungslehre - Evolutionslehre“.

In diesem Buch zeigt er auf, weshalb für ihn neben der Spätdatierung der Evangelien der Evolutionismus eine – leider oft übersehene – Hauptursache der Glaubenskrise ist: „Das Werkzeug, mit dem die heutige Krise von Glaube, Gesellschaft und Kirche herbeigeführt wurde, ist primär die allgegenwärtige, propagandistische Verbreitung des pseudo-

wissenschaftlichen Evolutionismus – die Erklärung der Welt ohne Gott. (Evolution wird nicht mehr verstanden als Entfaltung von Vorgezeichnetem, sondern als Selbstorganisation der Materie zu immer Komplexerem durch Zufallsmutation und Selektion, bis hin zum Menschen.)

Der Verfasser, der sich offensichtlich durch alle wichtigen Werke bekannter Darwinisten und deren ebenso bedeutenden Gegner hindurchgearbeitet hat, zeigt an Hand zahlreicher Thesen und Antithesen auf, dass die weltweit verbreitete Behauptung, dass Zufall sinnvolle Informationen erzeugen kann und Materie sich somit von selbst organisiert hat, nicht auf Fakten gründet, sondern philosophische Vor-Entscheidung ist. Das Buch, das 250 Seiten umfasst, ist allgemeinverständlich und spannend geschrieben und ist eine Fundgrube von Argumenten und Gegenargumenten, deren Herkunft sorgfältig dokumentiert ist. Exemplare einer Restauflage sind erhältlich zum Preis von 9,- Euro bei Frau Angela Ehret, Pappelstraße 4, 78224 Singen-Beuren. *Waltraud Volpert*

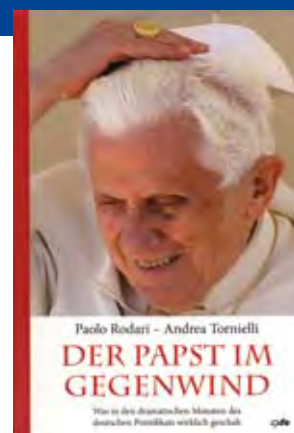


Horst Gebhard: Liberté, Egalité, Brutalité, Gewaltgeschichte der Französischen Revolution, St. Ulrich Verlag, Augsburg, 2011, ISBN 978-3-86744-179-7, 304 S., EUR 22,50 (D), EUR 22,70 (A), sFr 33,50

Das Buch von Horst Gebhard zeigt das wirkliche Gesicht, besser die Fratze einer Gesellschaft ohne Gott, mag sie auch noch so idealistisch gedacht sein oder so beginnen. In diesem Fall ist es die Geschichte der Französischen Revolution, die uns noch immer als die Große Revolution in den Geschichtsbüchern verkauft wird. Schon bald nach Beginn dieser Revolution mit der Parole Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit gab es für die Menschen, die keine Sympathisanten dieser Revolution waren, weder Freiheit noch Gleichheit, schon gar nicht Brüderlichkeit. Am Ende traf die Pervertierung dieser Ideale selbst engste Genossen

innerhalb der radikalen Jakobiner.

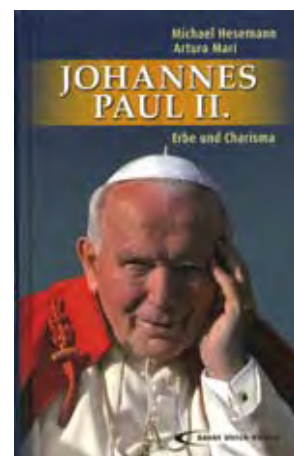
Der Verfasser hat in zehn Kapiteln minutiös die Gewaltgeschichte der Französischen Revolution nachgezeichnet: Den Völkermord (150.000 Tote) in der Vendée, den Massenmord mit ausgesuchter Brutalität an Frauen, Kindern und Alten, den Versuch, die Kirche mit infernalischem Hass zu vernichten. Es ist bezeichnend für die gelungene Desinformation, dass diese Revolution im Zeichen der Guillotine zum Modell für die kommunistischen Schreckensregime im 20. Jahrhundert werden konnte. Stalin, Mao und Pol Pot waren gelehrige Schüler von Robespierre und St. Just. Ein schreckliches, aber notwendiges Buch. *Hubert Gindert*



Paoli Rodari, Andrea Tornielli: Der Papst im Gegenwind; (Broschiert), Fe-Medienverlag, 2011, 416 Seiten, ISBN: 978-3863570057, Euro 14,80



Maria Vesperbild: Wallfahrtskalender 2011/2012; 89 Seiten und viele Bilder; Alle, die sich für unsere Wallfahrt interessieren, können diesen Wallfahrtskalender kostenlos anfordern: Wallfahrtsdirektion Maria Vesperbild, Schellenbacher Str. 4, 86473 Ziemetshausen, Tel. 08284/8038, wallfahrtsdirektion@maria-vesperbild.de, www.maria-vesperbild.de



Michael Hesemann: Johannes Paul II. - Erbe und Charisma; (Broschiert), Sankt Ulrich Verlag, 2011, 160 Seiten, ISBN: 978 3 86744 185 8, Euro 16,95



Peter Egger: Die Weltreligionen; (Gebundene Ausgabe), Media Maria, 2011, 215 Seiten, ISBN: 978-3981145281, Euro 16,90



Kirche in Not: Christen in großer Bedrängnis– Diskriminierung und Unterdrückung – Dokumentation 2011; kann unentgeltlich bestellt werden: KIRCHE IN NOT, Lorenzonstr. 62, 81545 München, Telefon: 089 / 64 24 888-0, E-Mail: kontakt@kirche-in-not.de

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Pfarrer Hendrick Jolie
Pfarrei St. Michael
Hochstr. 23, 64367 Mühltal
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Prälat Dr. Bertram Meier
Domkapitular
Kustosgäßchen 5a, 86152 Augsburg
- Dr. Andreas Püttmann
Am Rheindorfer Ufer 6, 53117 Bonn
- Dr. Alfred Schickel
Ortsstr. 5, 85110 Dunsdorf
- Prof. Dr. A. Hans Schieser
Veilchenweg 9, 89134 Bermaringen

Messfeiern nach dem Motu Proprio „Summorum Pontificum“

Die Freunde der tridentinischen Messe möchten wir auf nachstehende E-Mail Adresse hinweisen, dort können sie aktuelle Orte und Zeiten finden:

<http://www.pro-missa-tridentina.org/heilige-messen/regelmaessige-gottesdienste.htm>

23. Internationale Theologische Sommerakademie Aigen 2011

29. - 31. August 2011 · Thema: „Wer euch hört, der hört mich – Zum Verhältnis von Offenbarung, Tradition, Hl. Schrift und Lehramt · Hinweise: Linzer Priesterkreis · Am Südhang 1 · A-4133 Niederkappel · (0043) 07286-75868

Gebetsanliegen des Hl. Vaters im Juni 2011

1. Dass die Priester, vereint mit dem Herzen Christi, stets wahre Zeugen der fürsorgenden und barmherzigen Liebe Gottes sind.
2. Dass der Heilige Geist in unseren Gemeinden viele Menschen zur Mission beruft, die bereit sind, sich ganz der Verbreitung des Reiches Gottes zu weihen.

Sühnenacht Sühneanbetung

Marienfried: 04.06.2011 · ab 14.00 Uhr · Anbetung d. Allerh. u. Beichtgel. · hl. Messe · feierl. Hochamt · Beichtgel. · Hinweise: 07302-92270

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Limburg:

4. Juni 2011 · 16:15 Uhr · Gemeindehaus St. Marien · Dorotheenstr. 19 · Bad Homburg · P. Prof. Dr. Ansgar Wucherpennig SJ: Die Bergpredigt – Elementarunterricht des Gottessohnes · Hinweise: 06172-72181

Mainz:

4. Juni 2011 · 15:45 Uhr · Saal des Kolpinghauses · Holzstr. 19 · Mainz · Prof. Dr. Marius Reiser: Himmelfahrt und Pfingsten – abgehoben und windige Angelegenheiten? · 18:15 Uhr · Marienkirche · hl. Messe · Hinweise: 06131-221228

Würzburg

27. Juni 2011 · 16:00 Uhr · St. Burkardus-Haus · Würzburg · Pater Michael Wildfeuer: Die heilige Messe - Höhepunkt des Sakralen · Hinweise: Tel.: 06022-20726 · E-Mail: guentherbrand@gmx.de

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Schwester Maria Restituta Kafka – ihr Kampf für das Kreuz

Wer in einer Demokratie gegen ein Gesetz demonstriert, kann sich kaum vorstellen, dass er diesen Mut mit dem Leben bezahlen muss. Doch diese Bestrafung war in der Hitlerdiktatur die Regel.

Auch die österreichische Klosterschwester Maria Restituta Kafka musste dieses Schicksal erleiden. Sie wurde am 1. Mai 1894 in Husovice bei Brünn in Böhmen geboren. Sie wuchs in Wien auf, wo damals viele böhmische Jugendliche ein Unterkommen fanden. Maria Kafka erlernte zunächst den Beruf einer Verkäuferin. 1914 trat sie in ein Kloster der Hartmannschwwestern (Franziskanerinnen) ein. Dort erhielt sie den Namen der frühchristlichen Märtyrerin Restituta zusätzlich zu ihrem ersten Vornamen Maria. Die junge Nonne Maria Restituta arbeitete zunächst als Krankenschwester und später als Operationschwester in Mödling in Niederösterreich. Schwester Restituta entwickelte sich zu einer so hervorragenden Operationsassistentin, dass ihr Chefarzt einmal sagte, ohne Schwester Restituta könne er nicht mehr operieren. Diese Schwester war im Krankenhaus und in der Stadt Mödling allgemein beliebt. Ihre Sicherheitslage änderte sich jedoch dramatisch, als im August 1939 die Nationalsozialisten anordneten, dass im neuen Krankenhaus trakt keine Kreuze mehr aufgehängt werden dürfen. Schwester Maria Restituta war mit diesem christlichen Symbol aufgewachsen. Sie wusste auch, dass die Kranken und Sterbenden beim Anblick des Kreuzes



schon viel Trost und Hoffnung empfunden haben. Deshalb besorgte sie sich Kreuze und hängte diese eigenhändig in den Krankenzimmern auf. Darauf folgte bald die Anordnung der Gestapo (Geheime Staatspolizei), diese Kreuze sofort wieder zu entfernen. Schwester Maria Restituta weigerte sich, dieser Anordnung Folge zu leisten, so dass die Kreuze einige Monate hängen blieben. Kardinal Innitzer hatte die Schwester in ihrer Haltung bestärkt. Schließlich stellten die im Krankenhaus tätigen Nationalsozialisten der Schwester eine Falle. Sie spielten ihr ein Spottgedicht auf Hitler zu, das in den Aufruf gipfelte: „Gegen das braune Sklavenreich! Für ein glückliches Österreich!“ Schwester M. Restituta bekundete ihre Freude über dieses Gedicht und ließ es im Büro abschreiben. Da schnappte die Falle zu. Die Schwester wurde vom Operationssaal weg verhaftet. Im Gefängnis war sie schnell die psychische Stütze für die anderen Gefangenen aus allen

politischen Lagern. Sogar zwei Kommunistinnen bezeichneten sie als eine Heilige. Am 30. März 1943 wurde sie „wegen Feindbegünstigung und Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode und zum dauernden Ehrverlust“ verurteilt. Noch am gleichen Tag wurde sie, in ein Papierkleid gehüllt und, die Hände auf den Rücken gefesselt, zur Hinrichtung geführt. Der anwesende Priester machte ihr das Kreuzzeichen auf die Stirn. Bevor das Fallbeil fiel, hat Schwester Restituta nach dem Vorbild christlicher Märtyrer ihren Feinden noch verziehen. Der Mitgefangenen Josefine Zimmerl hatte Maria Restituta kurz vor ihrer Enthauptung versprochen, dass sie Gott um ihre Freilassung bitten werde, „wenn sie in Gnaden bei Gott ankomme“. In der Tat erschien am Tage nach der Hinrichtung ein Gefängnisinspektor in der Zelle von Frau Zimmerl und sagte: „Ich freue mich, dass ich es bin, der Ihnen sagen darf: Sie sind frei.“ Papst Johannes Paul II. hat Schwester Restituta im Jahre 1998 auf dem Heldenplatz in Wien zusammen mit zwei anderen Glaubenszeugen seliggesprochen. Und die Stadt Wien hat im Jahr 2000 den Platz neben dem Millenniumstower in „Maria-Restituta-Platz“ umbenannt. Die irdische Anerkennung durch die Stadt Wien und die geistliche Anerkennung durch die Kirche hat Schwester Maria Restituta erhalten, und sicher ist ihr auch der ewige Lohn im Himmel zuteil geworden; denn was kann man mehr tun, als sich in bedrängter Lage mit Wort und Tat zu Gott zu bekennen.

Eduard Werner